

Irgendlink

Blogkompetenz seit 2001
Ein Leben zwischen Kunst und
Werkstätigkeit

Webblog-Artikel
von Jürgen Rinck

© irgendlink

Seid Euch gewiss: diese Zeilen schreibt ein Mensch, der das Leben von den höchsten Höhen bis zu den tiefsten Tiefen durchwandert hat. Und da es in diesem Leben keine absoluten Größen gibt, wie etwa das Höchste oder das Tiefste, wird er weiter leben und höhere Höhen und tiefere Tiefen durchleben – warum?

Weil das Leben es ihm diktiert.

Irgendlink, Jahrgang 66, lebt auf einem einsamen Gehöft in einer umgebauten Scheune. Dieses Blog existiert seit November 2003. Davor führte Irgendlink unter richtigem Namen ein Online-Tagebuch. Das Pseudonym Irgendlink entstand bei einem geheimen Treffen mit dem Literaturspezialisten I. im Januar 2003. Irgendlink hatte ein hundertseitiges Buch geschrieben, das er in Millionenaufgabe auf den Markt werfen wollte, um fürderhin reich und berühmt zu sein. Doch der Literaturspezialist machte ihm unmissverständlich klar, das wird so nix, und pochte mit dem Zeigefinger auf das liebevoll gestaltete Cover: “Ist ja so ganz okay. Man kann es lesen, aber mal ehrlich, welcher halbwegs vernünftige Verlag veröffentlicht denn ein Buch mit dem Titel Weblog? Zudem noch ein Neuling auf dem Markt”, so pochte I. unentwegt aufs Cover, “ein bisschen Lektorat könnte übrigens auch nicht schaden. Versteh’ mich nicht falsch, du kannst schreiben, aber da sind so viele Unds und Oders und Irgendwies und Irgendwanns und Irgendwos. Nicht schön. Warum nennst Du Dich nicht Irgend? Ja, genau, passt doch, klingt fast wie Dein richtiger Name: Irgend Link.”

Wovon handelt das Blog? Es ist die Biografie eines Foto-Künstlers in der deutschen Provinz (Südpfalz). Insbesondere geht es um das Bloggen und Schreiben. Das Blog enthält zahlreiche Bilder.
(Stand 06-03-09).

Zur Zeit übt Irgendlink den ehrbaren Beruf des Tackers aus und verdingt sich hie und da als W3-konformer Webmaster (eine Herausforderung, zweifellos), Fotograf und Zeitungsschreiber.

Ort der Handlung: ein einsames Gehöft im Grenzgebiet zwischen Rheinland-Pfalz, Saarland und Frankreich.

Warum Abkürzungen für die Namen: Das ist Suchmaschinendeoptimierung. Es muss nicht sein, dass man mit dem Suchbegriff (zum Beispiel) Stadt Z. in diesem Blog landet, da es hier nichts Informatives über die Stadt Z. zu lesen gibt. (Im o. g. Grenzgebiet gibt es aber nur eine Stadt Z. Die Nachbarstädte und Orte erschließen sich per Google-Maps. Etwas verwirrend dürfte Nachbarstädtchen S. sein. Es ist nicht die Landeshauptstadt des Bundeslandes S. gemeint, sondern der Name der Stadt beginnt mit Sankt I.

Das Weblog bedient sich auf höchstem Niveau der niveaulosen Methoden der Boulevardpresse. Die Texte sind ironisch, esoterisch, philosophisch, satirisch und zu geringen Teilen erfunden.

Über die Qualität der Texte entscheidet die Tageslaune.

Personen:

- Irgendlink: ich, Euer Autor
- Kollege T.: Irgendlinks ExArbeitskollege
- Owner: der Exchef
- Konzeptkünstler R.: eine komplizierte Gestalt, die zur Zeit als Unternehmensberater arbeitet, in diesem Blog schon von Anbeginn für Geschichten und Dialoge sorgt. Irgendwann wird die Wahrheit über Konzeptkünstler R. ans Licht kommen.
- QQIka: Irgendlinks bester Freund, Mitstreiter auf zahlreichen Fahrradreisen (Irland, Skandinavien, Frankreich, Schweiz.
- Leb: ihn hat Irgendlink im Winter 1991 auf einer Radtour in Südfrankreich kennen gelernt. Leb lebt wo die Lebkuchen herkommen.
- Journalist F.: Kulturjournalist, Kulturorganisator, einer von Irgendlinks besten Freunden. Blogt leider z. Zt. nicht, aber sein Weblog ist in der Blogrolle gelistet.

Begriffe:

- Tacker (1): ein Werkzeug, welches mit Druckluft betrieben wird und mit dem man Tackernadeln in Holz treibt.
- Tacker (2): Irgendlink hat seinen Beruf kecker Weise nach dem Werkzeug benannt, mit dem er täglich arbeitet.
- Tackerhof: in Anlehnung an den Spruch, "Das Leben ist kein Ponyhof" stellt der Tackerhof einen fiktiven Ort dar, an dem alle glücklich und lieb sind.

- Amt ohne Wiederkehr (AOW): Im AOW gibt es ein Büro ohne Wiederkehr mit einem Bürostuhl ohne Wiederkehr, Irgendlinks Arbeitsplatz. Hier lebt, faulenz, löst der Autor dieses Weblogs Probleme, ohne jegliche Aussicht auf Entrinnen.
- Irgendlinks Arbeit: Möbelbauen mit dem Tacker, also tackern. Angestellter im öffentlichen Dienst, Kulturorganisator, der sich mit bizarren Künstlern und anderen vermackten Menschen herumärgernfreuen muss.
- Irgendlinks Passion: Texten, spinnen, Kunstprojekte planen. Fotografie. Nicht berühmt wurde Irgendlink 1995 mit der Erfindung des Kunststraßenbaus. Fotoserien von Straßenszenen, die in Abständen von zehn Kilometern in Europa aufgenommen wurden. Sein größtes Projekt ist der Kapschnitt. Er dokumentiert die Strecke Mainz – Alta (Nordnorwegen) in 360 schwarz-weiß Fotos. Andere Kunststraßen führen nach Irland, Andorra, in die Schweiz und durch Frankreich. Das Negativ-Material existiert noch heute. Von den Ausstellungen (Rauminstallationen) 1995 bis ca. 2001 ist keine einzige erhalten. QQIka war von 1995 bis 2000 Irgendlinks Co-Künstler, Galerist und Mitstreiter auf vielen Reisen. Zur Zeit (2009) spielt er hauptberuflich World of Warcraft.

Zwischen Kunst und Brot ist stets noch Platz für ein Schreib.

Außer die Datenbank der Arbeitsagentur nach Angeboten zu fleddern und Kunst, habe ich derzeit nichts zu tun. Keine Homepagebasteleien in Sicht. Die Seite des Mainzer Kunstvereins ist fertig. Fehlt nur noch die Kunst. Aber die stellen andere in die Online-Galerie.

Heute Morgen von Sonne geweckt, dicht gefolgt von einem heftigen Regenschauer. Da die Wasserleitung noch immer abgeschaltet ist, lief ich in den Garten und fing mit einem Topf Wasser aus der undichten Regenrinne. Dachte dabei: am Projekt Europenner arbeitest du vor allem in der realen Welt. Du bist dieser Europenner, ein gesättigter Mensch in einem reichen Land, der den Verzicht übt. Du bist das Weniger-ist-mehr der feinen Künste, die Uhr am Puls der Zeit, das Quentchen Glück zwischen zwei gelebten Momenten. Und noch so Einiges dachte ich, während der Topf in meinen Händen kreiste, weil exorbitanter Wind das Rinnsal willkürlich ablenkte.

Acht Uhr Arbeitsbeginn. Kaffee schnurgelt in der Maschine. Holzofen angefeuert. Ich muss ein paar Informationen liefern für den Galeristen B. Dort wird es im September eine Labyrinth-Ausstellung geben. Das anstrengendste an der Kunst ist, sie zu begründen. Warum sollte ich in der Gegend zwischen Homburg und Zweibrücken ein überdimensionales fotografisches Labyrinth bauen – eine selbstgebastelte Landkarte mit vielen reizenden Kniffen und Tricks? Ist das Spielerei? Or is it Art? Der Künstler reibt sich wohlgefällig den Bauch. Es macht ihm nunmal Spaß. Und er ist in der Lage, es auszuführen. Mehr noch: er ist der einzige, der es tun kann. Oder ganz allgemein gesprochen: Wer sollte die eigenen Interessen vertreten, wenn nicht man selbst?

Meine Interessen sind leider unwirtschaftlich. Es sprechen alle wirtschaftliche Gesetze gegen das Projekt, sprechen gegen die Kunst. Ich bin ein Ungläubiger im Lager der Fundamentalisten. Ich bin vermutlich nicht in der Lage, das Spiel zu spielen. Welches Spiel? Das Etepetete-Getue des modernen Kunstbetriebs. Mit einer feinen Begründung und einem guten Lebenslauf klappt's auch mit den Kunstfachleuten. Das bewies schon Großkünstler H., als er sich Anfang der Neunziger als Franzose, mit einer mächtigen Vita bei angeblichen Südfranzösischen Kunstkoryphäen studiert zu haben, ausgab. Alle fielen darauf rein und lobhudelten seiner. Nur einmal kam er ins Schwitzen, als ihn eine Studentin in reinstem Französisch um ein Autogramm bat und er mit stark fränkischem Akzent radebrechen musste. Zurück zum einsamen Gehöft. Die Zeiten zwischen Arbeitssuche und Kunst überbrücke ich damit, ein neues Projekt zu starten: Die Straße nach Gibraltar. Eine erste freie, dennoch autobiografische, Geschichte. Erzählt wird eine Radtour quer durch Frankreich bis nach Spanien, 4 Wochen allein, wobei wieder ein Stück Kunst mit ins Spiel kommt: Die Reise ist in zahlreichen Bildern dokumentiert. Alle 10 km ein Foto der bereisten Straße in Richtung Reiseziel. Die ersten beiden Tage gibt's schon in der Galerie. Die Texte werden ab Montag, 8 Uhr automatisch von der Wordpress-Software freigeschaltet.

Werd jetzt mal an den Landkarten arbeiten.

To job or not to job?

Nichts Besonderes. Bin ein wenig müde, weil es gestern mal wieder spät wurde. Die üblichen Tätigkeiten: Datenbank des Arbeitsamts gefleddert und einen interessant klingenden Job gesichtet. Auf einer Handynummer angerufen, Parameter erklären lassen. Das Damokles Schwert geslichter Zeit baumelt Tag und Nacht und es gibt fünf Euro pro Stunde.

Rechtfertigungsversuche von Seiten der Arbeitgeberin. Als ich neun Euro als Verhandlungsbasis vorschlage, zeigt sie sich nicht kompromissbereit. Kurzangebunden beendete sie das Gespräch, ich könne ja mal vorbei kommen. In meinem Schädel gaukelte ein mathematischer Prozess: fünf mal 10 ist 50 und 400 durch fünf ist 80 – fünfzig Euro pro Tag, 80 Stunden pro Monat.

Vielleicht sollte ich Ja sagen. Der Job ist aus bloggolerischer Sicht ziemlich interessant. Addiere den bloggolerischen Nutzen zum rein materiellen und du erhältst äh öh hmm? Erstmal ein neues Kapitel für die *Straße nach Gibraltar* schreiben. Morgens ist gut denken.

Der Reiz der Live-Produktion

Nun doch. Die Straße nach Gibraltar wird, trotz möglicher Unreinheit, hier fortgesetzt. Das Problem einer Veröffentlichung im Testblog ist, dass das Testblog offline auf dem selbstgebastelten heimischen Server läuft, also nicht mit dem Netz verbunden ist. Das wiederum verdammt das Buch *Straße nach Gibraltar*, welches mir als Beweis für eine Live-

Reise dienen soll ins stille Kämmerlein. Das trifft auch mein Credo: Ein Mann ein Blog. Man soll sich nicht verzetteln. Es ist ein Leben, ein Mensch, viele Erinnerungen, eine Straße, jede Kreuzung eine Entscheidung usw. usf.

Wie auch immer. Blogtechinsches Geplänkel, welches mal wieder die Frage nach dem Sinn dieses Blogs aufwirft. Es ist mein Arbeitstableau. Es gibt nur dieses Blog.

Eins ist gewiss. Die Straße nach Gibraltar wird (hoffentlich klappt es besser als bei der richtigen Reise) etwa Mitte Juni hier fertig dokumentiert vorliegen. Den Weg dahin könnt Ihr täglich verfolgen. Verzeiht mir die Tippfehler. Wer weiterhin nur Blogbeiträge lesen möchte: Einfach die Einträge mit dem Titel Straße nach Gibraltar ignorieren. Wer nur die Straße nach Gibraltar sehen möchte: Rubrik Straße nach Gibraltar anklicken.

So, und nun nicht weiter über Chaos und Ordnung in diesem Weblog geplänkelt. Hände hochkrepeln und in die Arme spucken und los gehts äh öh Morgen.

Vom Glauben oder: vom Mut, zu irren

Ist schon eine Weile her, da waren Kokolores und ich unterwegs im Wald auf der Suche nach einem sog. Multicache. Ein Multicache ist eine Art Schnitzeljagd mit GPS, bei der man mehrere Stationen erwandert und Rätsel löst, die einen zur nächsten Station führen. Nun begab es sich, dass wir in jener Gegend ortskundig waren. Kokolores zeigte mit dem Finger auf einen Felsen, noch ehe wir Rätselstation

eins (von insgesamt drei) erreicht hatten: "Schau mal da, das ist bestimmt das Finale." Die letzte Station des Multicaches. Das Ziel! Da uns unsere Wanderung sowieso an dem Felsen vorbei führte, stocherten wir mit Stöcken mehr schlecht als recht, in den Ritzen. Man könnte sagen, halbherzig, lustlos, ohne jegliche Überzeugung. Nach einer Weile unbefriedigender Suche setzten wir unsere Schnitzeljagd fort und lösten sämtliche Stationen, und siehe, die vorletzte Station wies uns just zu dem Felsen zurück. Im zweiten Anlauf, mit der Sicherheit erwiesenen Wissens im Rücken, war es ein Leichtes, das Versteck zu finden und die Schnitzeljagd zu beenden.

Ich habe sehr lange und immer wieder über diese Begebenheit nachgedacht. Auf anschauliche Weise wird die Macht des Glaubens (und mit Glauben meine ich: etwas nicht Erwiesenes als Tatsache annehmen) demonstriert – oder vielmehr, in unserem Fall, wird die zerrüttete unsichere Existenz der Ungläubigen demonstriert. Wer festen Glaubens ist, erreicht sein Ziel schneller (wenn er nicht irrt), sei es auch nur eine Geocaching-Tour im Pfälzer Wald.

Straße nach Gibraltar – Intermezzo

Es ist mir bis heute ein Rätsel, warum Menschen langjährige Beziehungen eingehen. Es ist mir ein ebenso großes Rätsel, warum Menschen, die in einer langjährigen Beziehung leben, sich trennen. Die Liebe ist ein paradoxer Zustand, des Nichtwollens. Sie ist ein Ort der Ruhe. An den Rändern der Liebe entstehen Turbulenzen, die erhebliche Kräfte freisetzen.

Stets sind es Grenzgebiete, in denen die schlimmsten Kräfte wüten. (Michel P., Chanteur Cycliste)

Am 3. April 1994 schien die Sonne im Pariser Parque de la Villette. Eine riesige silberne Kuppel, in der sich ein Museum befindet, glänzte mit den knallrot gestrichenen Metallskulpturen, die überall verteilt waren um die Wette. Auf den Wiesen lagen Liebespaare. Ich beobachtete die Szenerie. Besonders der Geschmack internationalen Staunens, welches sich hier aus touristischen oder geschäftlichen Gründen versammelte hatte es mir angetan. Nachdem ich eine Weile im Park umher spaziert war und den besonderen Architekturen-Mix angeschaut hatte, ließ ich mich auf einer Betonbank nieder, die durch eine Kuppel gegen den Lärm spielender Kinder abgeschirmt war. Die Kuppel hatte obendrein den Vorteil, dass sie die kräftige Frühlingssonne bündelte und um die Mittagszeit gut aufgeheizt war. In dieser wohligen Wärme döste ich. Die Stimmen der Umgebung verschwammen. Touristen und Kleinfamilien und Geschäftsleute liefen an mir vorüber. Plötzlich hörte ich ein leises Geräusch aus dem Nichts: "Pssst!", machte es. Verwundert schaute ich auf. Der Ursprung des Geräuschs war nicht zu orten. "Psssst!" Da! Schon wieder. In der schrägen Sonne konnte ich nicht erkennen, wer da auf dem Weg vor mir steht und mich an-pssstet. Vielleicht war das Psst auch gar nicht für mich bestimmt? Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Erneut drang ein Pssst in mein Ohr, diesmal gefolgt von einem leisen: "Ja, duda, mit dem roten Rucksack." Ich schaute auf meinen Rucksack, er war rot. "Nu schau nicht so," sagte die Stimme, "hier bin ich." Es schien, als kämen die Worte direkt aus der Kuppel hinter mir, aber das war doch nicht möglich. Vielleicht machten sich einige Kinder

einen Spaß? Ein steter Strom von Menschen lief an mir vorbei. Keiner von ihnen stand auch nur für einen Moment still. Schon war ich versucht, aufzustehen, und die vermeintlichen Scherzbolde hinter meinem Sitzplatz zu überraschen, da flüsterte es erneut: "Hier bin ich." - "Wo?" fragte ich. "Na hier, gegenüber. Wenn Du Deine Sonnenbrille aufziehst, dann kannst Du mich sehen." Die Sonne erschwerte meine Sicht ungemein. Die Menschen, die an mir vorbeizogen, nahm ich nur als Schatten wahr. Vorhin hatte ich mir vorgestellt, wenn sie schnell genug an mir vorbeirennen würden, entstünde vielleicht ein Stroboskopeffekt durch ihre langen Schatten. Die Luft würde flimmern und wenn ich zur Epilepsie neigen würde, könnte ich einen Anfall erleiden. Aber sie zogen ruhig wie ein Fluss am Ende seiner Reise. Auch mit Sonnenbrille, war der Ursprung der Psst-Stimme nicht zu orten. Ich hielt die Hand über die Stirn, aber da war niemand. "Ja, richtig! Du schaust genau in meine Richtung", sagte die Unsichtbare, "vielleicht hättest Du Lust, einen Kaffee mit mir zu trinken."

Das war aufregend. Eine unsichtbare, geheimnisvolle Stimme, vermutlich eine Frau, forderte mich zu einem Tete a Tete, mitten in Paris. "Wenn ich wüsste, wer und wo du bist, dann würde ich das vielleicht tun." sagte ich. "Warum so ängstlich? Du siehst gar nicht aus, als könnte dich das Unbekannte bremsen."

"Wer bist Du?" fragte ich.

"S." sagte sie.

Wir stellten uns einander vor. Die Situation war grotesk. Für einen Moment dachte ich, ich wäre vielleicht verrückt. Es muss ein bizarrer Anblick gewesen sein: Ein Mann mit rotem Rucksack und Sonnenbrille reckt den Kopf hektisch wie ein Huhn und führt dabei Selbstgespräche.

“Liebe S.,” sagte ich, “natürlich würde ich gerne einen Kaffee mit dir trinken, aber sei mir nicht böse, ich weiß gar nicht, ob du existierst. Vielleicht bin ich verrückt und denke mir dich nur aus? Könnte ja gut möglich sein, so lange alleine unterwegs.”

“Ich versichere dir, du bist nicht verrückt, mich gibt es wirklich.”

“Wo bist du?”

“Ich bin genau gegenüber, nur 20 Meter entfernt.”

“Das ist nicht möglich,” sagte ich, “wir flüstern. Du bist eine Phantasie, eine schleierhafte Figur jenseits der Schatten.”

“Was für dich Schatten ist, ist für mich Licht, was für dich Wärme ist, ist für mich Kälte. Es kommt immer auf den Standpunkt an. Wichtig ist doch, dass wir miteinander reden. Unsere Worte sind von beiden Seiten gleich. Sie lügen nicht.” Plötzlich blieb es still. Das Geräusch von Schuhen aller Art auf dem Weg vor mir. Die Schatten flimmerten. Ich war allein.

“Hallo?” fragte ich.

Nichts.

“Hallo, ..., bist du noch da?”

Die Zeit verging. Stille. Ein Kind boltzte einen feuerroten Ball quer über den Weg. Wie ein Blitz flog er nur wenige Zentimeter an meinem Kopf vorbei. Ich schaute nach hinten. Der Ball wirkte surreal auf der frischen grünen Wiese. Als ich den Kopf wieder nach vorne drehte, stand ein riesiger, langbeiniger Schatten vor mir. Sie reichte mir ihre kühle Hand und sagte: “Pssst!”

“Gehn wir Kaffee trinken,” sagte ich.

Ein Buridans-Dilemma

Im frühen Sonnenlicht unter einer Papier-Blende auf dem Küchentisch liegt die Digitalkamera. Ich habe eine 65 mm lange Röhre aus Pappe aufgesetzt und eine Halterung für Kleinbild-Negative. Die Methode ist besser als Scannen. Man erhält mehr Bildpunkte und es dauert nur wenige Sekunden, bis man ein Bild in Daten verwandelt hat.

Werde nachher runter in die Stadt, um mit dem Bliestallabyrinth zu beginnen. Das wird eine Rauminstallation für die Galerie Beck als geokoordiniertes Kunstwerk. Das Labyrinth führt bis in die hochauflösende Satelliten-Zone, die etwa zehn Kilometer westlich bei einem Dörfchen namens Kirkel beginnt. Wenn ich also in dieser Zone fotografiere, werden die Bilder map-fähig und man kann sie als kleine rote Sticker via Google-Maps oder Mapquest sehen.

Befinde mich in einer angespannten Phase – zwischen Kunst und der Suche nach einem Brotjob. Im Dezember lauert eine Deadline, die sich dadurch manifestiert, dass der Geldpegel auf dem Konto unter null sinken wird. Das engt. Und lässt mir derzeit nur zwei Alternativen: Job finden oder Kunst verkaufen.

Dann wird mir plötzlich klar: wenn es diese Kunstprojekte und Ideen nicht gäbe, wäre ich gar arm dran. Dann brähe ein mächtiger Zweig meines Lebens zusammen. Dann müsste ich Trinker werden oder mir die Kugel geben. Denn das ist es was mich antreibt: Die leuchtende Kraft der Energie, etwas wahr zu machen. Ich bin ein Landnehmer, ein Forscher, ein Abenteurer mit einer gehörigen Lust am Unbekannten. Es ist

ein großes Gefühl, das, wovon man noch vor kurzer Zeit nicht glauben konnte, dass es existiert, plötzlich leibhaftig zu erleben.

Zurück zu den Alternativen: Kunst vs. anständige Arbeit. Ich ziehe in Erwägung, dass ich in einer Art Buridans-Dilemma stecke.

Wörschweiler Notizen

Gestern wieder Kunst “geschafft”. Das Bliestallabyrinth sieht aus wie ein Schmetterling. Die Galerie liegt am Kopfende. Das einsame Gehöft liegt am rechten Flügel. Am Linken Flügel befindet sich der dunkle Kirkeler Wald, steil und voller Felsen. Dort spritzt das Wasser aus dem Berg. Es gibt Höhlen und Bunker und Felsen und die Klosterruine Wörschweiler thronet auf einer Kuppe über dem Bliestal. Vor einigen Jahren führte meine Hausstrecke mit dem Mountainbike über das Kloster durch den Wald bis zu den *Sieben Fichten* und zurück. Beim Radeln kommen mir oft gute Ideen. So entwickelte ich eine Geschichte, die “Wörschweiler Notizen” heißen sollte. Sie handelte von einem Knecht im Mittelalter, der tagein tagaus, ein und die selbe Arbeit verrichten musste. Sein Tagesablauf war so streng gegliedert, dass selbst die geringste Abweichung davon das Verderben bedeutet hätte. In philosophisch konzentrischen Kreisen wollte ich den Weg, den ich bereiste, als Muster nehmen für die Vollendung modernen Lebens und daraus die Grundformel ableiten: “Lerne das Leben, schaffe dir deine eigene Realität, in der du

dich auskennst und in der du dich wohl und geborgen fühlst und sodann laufe im Kreis ... laufe einfach im Kreis.”

Die Hausstrecke ist eine Runde, die der moderne Mensch alltäglich absolviert, um seinen Körper fit zu halten. Manche joggen, andere fahren Rad oder nordicwalken. Das Geheimnis der Hausstrecke ist, dass man ihre Länge ganz genau kennt. Man weiß wann wo welche Steigung auftritt und hinter welcher Kurve sich der Straßenbelag ändert. Tagein tagaus. Die Hausstrecke gibt einem Ruhe und Kraft und weil man genau weiß, was kommt, muss man auch keine Angst haben. Die Hausstrecke ist ein Muster, das sich durchs Leben zieht. Dieses Muster lässt sich auf fast alle Situationen anwenden. Die Arbeit und die Liebe zum Beispiel. Man ist stets bestrebt, Abläufe zu erforschen, und sie dann zu wiederholen.

Erstmals wurde mir dieses Prinzip bewusst, nachdem ich einen Urlaub im Süden verbracht hatte und es mich im nächsten Jahr genau an den selben Ort zog – warum? – weil es im Vorjahr so spannend war und weil ich, ein Jahr später, im fremden Süden angelangt, eine unheimliche Harmonie zu dem Ort empfand. Das Muster der Hausstrecke trifft auch auf die weitaus längere und seltener frequentierte Urlaubsstrecke.

Zurück ins Labyrinth. Ein gut Stück weit habe ich es in den Kirkeler Wald verlegt, nicht zu Letzt in der Hoffnung, dass ich mit den Fotos, die ich darin aufnehme in die hochauflösende Satellitenzone gelange (und somit das Projekt auch bei Mapquest oder Google-Maps verankern kann).

Und die Hausstrecke? Eines Tages im Herbst hatten Holzfäller im gesamten Wald dafür gesorgt, dass die Wege nur noch unter Qualen befahrbar waren.

Der Knecht? Es gibt eine historische Figur, die die Vorlage lieferte. Der Knecht wurde eines Tages geheißt, Schlangen, die im Klostermauern Wärme tankten zu verscheuchen. Dabei verursachte er einen Großbrand, der das Kloster und die umliegenden Hütten bis auf die Fundamente zerstörte.

Vom Wert des Menschen

Gestern wäre viel zu berichten gewesen. Ich erinnere mich, mehr oder weniger, den ganzen Tag am PC verbracht zu haben. Zwischendurch kam Konzeptkünstler R. zu Besuch. Er hatte seinen Kopf mit Moos und Flechten geschmückt. An der Wolljacke waren ganze Äste befestigt. So betrat er die Wohnung, setzte sich auf die Treppe und ich weiß nicht mehr wie, aber wir gerieten in Streit um den Wert des Menschen. R. provozierte mich mit den Worten: "Na, noch immer Steuererklärung? Das wäre doch nicht nötig. Wenn alle so leben würden wie ich, bräuchte es solchen Quatsch nicht." Schon war ich versucht beizupflichten, fühlte mich aber durch seine Aussage provoziert. Ich schaltete auf stur.

- "Das Geld ist übermächtig," sagte ich, "wo du auch hinschaust ist Geld. Alles wird bewertet und umgerechnet. Du wirst wohl nichts Unbezahltes in dieser Welt finden."

- "Aber es kann doch nicht sein, dass wir einem Schein wie Geld solche Bedeutung zumessen?" zweifelte R. "Das ist nicht richtig. Wir sind doch Lebewesen."

- "Auch wir lassen uns in Geld messen. Je mehr du verdienst, desto mehr bist du wert. Je besser deine Ausbildung ist, desto geringer lecken sie die Finger nach deiner Arbeitskraft. Wenn man will, kann man grundsätzlich alles auf dieser Welt in Geld umrechnen. Jedes Ding, jede Dienstleistung, mehr noch: es gibt nichts Unbezahltes. Versteh' mich nicht falsch, aber siehst du hier irgendwo im Raum etwas, was nichts gekostet hat? Der Fußboden war teuer, die Tapeten und der Vorhang. Alles wurde irgendwann bezahlt."

- "Was ist mit dem Schreibtisch? Ich erinnere mich, dass ich dir geholfen habe, ihn vom Sperrmüll zu holen. Der hat nichts gekostet."

- "Nicht ganz richtig. Nur weil er mich nichts gekostet hat, muss er noch lange nicht nie etwas gekostet haben. Ich bin mir sicher, irgendwann wurde er einmal von Menschen für Menschen mit der Absicht der Gewinnerzielung hergestellt. Gekauft, bezahlt, benutzt."

- "Wenn deine Theorie stimmt, dann wäre ein Mensch wie ich also weniger wert, als ein Mensch wie du. Ich habe noch nie für Geld gearbeitet." sagte R. enttäuscht.

Es schmerzte mich, dass ich ihn mit dieser Aussage getroffen zu haben schien.

- "Es ist ja nur eine Annahme, verstehst du. Ich meine dich nicht persönlich. Nach diesen Maßstäben bin ich selbst nicht gerade viel wert. Wir Freiberufler sind die hungerleidenden Betteltiere dieser Gesellschaft. Nicht wirklich gescheitert, fristen wir ein Schattendasein." Ich tippte ein paar Buchstaben in einem Textprogramm. "Aber theoretisch kostet jeder Buchstabe, den ich hier tippe Geld. Sein Wert errechnet sich aus den Gesamteinnahmen, die mir aus der Textgestaltung entstehen, geteilt durch die Anzahl der Buchstaben, Satz- und Leerzeichen. Ein A kostet

Nulkommanullnullnullnochwas.”

Demonstrativ ließ ich den Finger von weit oben auf das A fallen. “Da! Da! Da und nochmal Da!”

AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAA

R. fixierte einen Punkt im Nichts unweit des Telefons.

Wenn man uns so sehen würde, zum Beispiel mit den Augen eines außerirdischen Forschers, würde man sicherlich zu dem Schluss kommen, da sitzen zwei Lebewesen. Sie atmen. Sie transpirieren. Komplizierte chemische Prozesse, die man messen kann, ereignen sich in ihnen und um sie herum. Dass zwischen uns auf dem Boden eine Ansammlung von Kassenzetteln lag und am Fenster eine Lohnsteuerkarte befestigt war, würde dem Forscher sicherlich Rätsel aufgeben: Ist es für das Überleben dieser Spezies wichtig, Papierstückchen nach einem bestimmten Schema zu sortieren und die Zahlen, die auf sie gedruckt sind tabellarisch zu erfassen und mittels komplizierter, vermutlich mathematisch gesteuerter Regeln zu sortieren?

Soweit ich mich erinnere, tippte ich genau die obigen Zeilen, während R. in seinem komischen Kostüm als Baum auf meiner Treppe saß. Das ist bizarr, dachte ich, das darfst du niemandem erzählen. Die Leute halten dich für verrückt. Tagelang verkriechst du dich in deiner Bude und was weiß der Geier was du tust, verplemperst deine Zeit in seltsamen Projekten, dann kommt ein schräger Typ zu Besuch, verbreitet modrigen Geruch in der Wohnung und zettelt einen Konflikt an zum Thema Wert des Menschen. Das passt ha! Du bist selbst nichts wert. Wie viel hast du im

letzten Monat verdient?
Und so weiter und so fort.

R. beobachtete mich, wie ich vor mich hin tippte. Er hatte, soweit ich weiß, nie eine geregelte Arbeit. Früher habe er Kunst verkauft. Eigene Werke. Riesige Gemälde, die so sehr Oil on Canvas waren, dass man sie unter dieser Bezeichnung sogar an Sammler in den USA verkaufte. Auch eine rotlippige Koreanerin habe zu seinen Kunden gehört.

Als ich R. vor drei Jahren kennenlernte, spazierte er nackt am Rheinufer und sammelte Steine. Er schichtete sie im seichten Wasser einer Sandbank zu einem gut anderthalb Meter hohen Stapel. Ein Monument der Vergänglichkeit. Hätte ich damals schon einen Satellitennavigator besessen, so hätte ich den Punkt wahrscheinlich ein gemessen.

Der Stein stapel erinnerte mich an die Stein stapel, wie man sie in Island an exponierten Wegpunkten findet. Dort sind sie allerdings größer und dort werden sie nicht von nur einem Menschen gebaut, sondern sie entstehen aus dem Glauben, es bringe Glück, wenn man als Reisender einen Stein auf den Stapel legt. Die isländischen Stein stapel sind Ausgeburt gemeinschaftlichen Glaubens oder Aberglaubens.

Irgendwie kam ich mit R. ins Gespräch. "Warum baust du den Stapel so nah am Wasser?" fragte ich. "Das nächste Hochwasser wird ihn wieder wegschwemmen." Da erklärte er mir seine seltsame Vorgehensweise: "Zunächst setze ich mich ans Ufer und beobachte. Das kann stundenlang dauern. Manchmal einen ganzen Tag. Bis ich den markantesten Punkt gefunden habe."

- "Du meinst die Mitte des Bilds?"

- "Exakt. Und an dieser Stelle errichte ich das Monument. Es

spielt keine Rolle, wie lange es stehen bleibt. Wichtig ist nur, dass ich das Monument an genau dieser Stelle errichte.“

Damals wusste ich noch nicht, dass dieser Steinapfel - er stand in der südlichsten Ecke des Fürstentums Liechtenstein mit Blick auf die Gegend der Schweiz, welche man Heidiland nennt - nur Teil eines gigantischen Kunstprojekts ist. R. bereiste den Rhein von der Quelle bis zur Mündung. Alle 50 km errichtete er ein Monument, stets in der *Mitte des Bildes*. Das Projekt zog sich über mehrere Jahre. Derweil führte R. das Leben eines Bettlers. Im o.g. Sinne des Wertfindens eines Menschen könnte man sagen, er habe in dieser Zeit den absoluten Nullpunkt erreicht, wenn nicht gar unterschritten. Keine Ahnung wovon er damals lebte. Er hatte einmal behauptet: “Ich nehme was der Fluss mir gibt.”

Ich bin mir nun, da ich dies schreibe, nicht mehr sicher, ob man den Wert des Menschen tatsächlich in Geld messen kann. Von außen betrachtet und mit den Maßstäben der Gesellschaft gesehen sicherlich ja. Aber je mehr ich über R.s Idee von der Mitte des Bildes nachdenke, desto mehr steigert sich das Gefühl fürs Unsichtbare. Für die Dinge, die noch im Dunst einer unbestimmten Zukunft warten und auch für jene Dinge, die längst in einer Wolke des Vergessens in der Vergangenheit zurück geblieben sind.

Tomatenbauer

Vorhin Tomaten gepflanzt und eine Paprikapflanze, von der behauptet wird, der Genuss einer Frucht dieser Sorte könne einen ausgewachsenen Mann innerhalb weniger Sekunden töten. Gebückt über den Schösslingen, noch ein paar Passagen des Lebenslaufes im Kopf, den ich vor ein paar Tagen verfasst habe, kam mir in den Sinn, wie brüchig und unkalkulierbar das Leben ist. Es gab eine Zeit, lange lange her, in der die Wahrscheinlichkeit fast 100 Prozent gewesen ist, dass ich einmal Bauer werde. Dies ist wohl auch die Ursache dafür, dass ich nett zu Tomaten bin.

Es gab andere Zeiten, in denen das Leben andere Läufe genommen hätte. Erstaunlich finde ich dass es immer wieder Momente gibt, in denen Unwahrscheinliches eintritt. Ich rieb mir das Kinn, düngte die Dinger und gab ihnen Wasser und war plötzlich vollkommen perplex, dass ich der bin, der ich bin.

Unveröffentlicht (11.7.09)

Ein Künstler sollte niemals den leichten Weg gehen. Es ist ein Abweg. Die Straße ins Nichts. Das graue Band, das niemals endet kann ja so abrupt enden. Eine Erfahrung, die gefährlich ist. Existenzbedrohend. Und mit Existenz meine ich nicht die kleingeistigen Überlegungen zu Sicherheit und materiellem Wohl.

Ein Künstler sollte Erfolg haben oder verhungern. Nicht so wie ich in der Warteschleife auf Glück fest hängen.

Das Amt ohne Wiederkehr scheint eine böse Falle zu sein. Nach fast zwei Monaten, die ich dort arbeite, ist die Probezeit beinahe beendet. Letzten Montag legte ich mir einen guten Plan zurecht: wenn ich schon da bin, richte ich mir den Job so ein, wie er mir gefällt. Ich arbeite, dank Gleitzeit so wie ich Lust habe, nehme Unterstunden in Kauf und versuche zu versagen, mich zu versagen, wo es nur geht. Irgendwann müssen die im Rathaus doch mal merken, dass ich unfähig bin, dass mit mir nichts zu reißen ist, dass sie mich besser fristlos entlassen. Was für eine halbherzige Idee.

Chef R. steht grinsend zwischen Tür und Angel meines Büros, hält mir einen Zettel unter die Nase: "Ich muss Dir das nicht zeigen," sagt er. Ich lese: "Beurteilung Irgendlink", ein zweiseitiges Dokument, das mich in den höchsten Tönen lobt.

Scheiße. Die fristlose Entlassung kann ich mir wohl abschminken. Da hilft auch eine Woche Minusstunden nichts. Kurzfristig habe ich Hoffnung, denn das Programmheft zur Spaßwoche im September, das ich für den Druck freigegeben habe, enthält offenbar einen gravierenden Fehler: Das Bild von Künstler S. zeigt einen Anderen. Gut so. Bei meinen Recherchen, wie sich der Fehler eingeschlichen hat (großer Fehler, Fehleranalyse zu betreiben, das beweist doch nur Beflissenheit), stelle ich fest, dass Künstler S. zwei Bilder geschickt hat wie sie nicht unterschiedlicher sein können, und dass ich doch das richtige Bild eingefügt habe.

In der Regel gibt es in deutschen Rathäusern zwei Möglichkeiten, mit denen man sich unbeliebt machen kann:

Erstens: grundlegendes Versagen, Faulheit, Inkompetenz. Warum musste ich Gimpel nur auf diese Möglichkeit setzen, denn wegen Unfähigkeit oder Faulheit wird man nicht gefeuert. Zudem bin ich in der Disziplin des Versagens ein absoluter Versager.

Version Zwei ist besser: Nassforschheit und unendliche Kreativität. Ausgerechnet mein Spezialgebiet. Und ich habe es nicht probiert. Hätte ich bloß mit der Pressestelle, welche im Krieg mit dem Amt ohne Wiederkehr steht, einen kleinen Kompetenzkampf gefochten! Dann hätte Pressefuzzie T. sonntags auf der Kirchenbank direkt neben dem OB an meiner frühzeitigen Entlassung gearbeitet. Und ich könnte schon nächste Woche als freier Mann hinaus in die Welt ziehen und Abenteuer erleben.

In der Tat gibt mein Bankkonto grünes Licht für eine ein bis zweijährige Reise. Aber auch hier liegen Blockaden in meinem Schädel: ich würde verdammt nicht mit der Alleinsamkeit zurechtkommen, die sich dem Reisenden in den Weg stellt. Bin ich also am Ende meines aktiven Lebens angelangt? Gibt es für mich keine großen Abenteuer mehr? Kein Lecken im Schmutz der Welt; eine unglaubliche Unbekanntophobie hat mich befallen und ich würde am liebsten nur noch in der Hängematte unter dem schönen kühlen Nussbaum in meinem Garten liegen und jeden Tag nur ein Wort schreiben – wenn mir eins einfällt.

Ein nie geahnter Zustand der Lethargie hat sich eingestellt. Ich habe aufgehört zu wollen, Dinge zu planen, Neues sehen zu wollen. Im Prinzip könnte ich tot sein, ohne dass es ein

Schaden wäre. Aber selbst das versinkt in der Lethargie, die mich befallen hat.

Zurück zum Reisen: Vor vielen Jahren bin ich einmal nach Portugal getrampt, um mich im Hafen von Lissabon mit Freunden zu treffen und ein Schiff nach Frankreich zu segeln. Auf der Tour gab es einen einzigen Breakpoint. eine Phase, in der die Tramptour ins Stocken geriet, eine einzige Kreuzung in der spanischen Extremadura, an der ich mich zwischen genau vier Wegen entscheiden musste: Geradeaus, rechts, links oder zurück. Stechende Sonne, 40 plus X Grad Celsius, ein böser Hofhund und eine Bodega, das einzige Haus meilenweit. Ein Portugiese hatte mich dort ausgesetzt und mir viel Glück gewünscht – eigentlich sollte mein Weg nach rechts führen, nach Westen. Er fuhr nach Süden. Ich hielt den Daumen raus. Niemand stoppte. Ohnehin kamen nur wenige Autos an dieser Kreuzung vorbei. Also ging ich in die Kneipe und trank Bier. Da wurde mir bewusst, dass es außer den vier Richtungen noch eine Entscheidungsmöglichkeit gibt: hier bleiben, nichts tun, Bier trinken, vom Hofhund sich verbellen lassen, mit dem Wirt oberflächliche Konversation in fremder Sprache führen.

In genau diesem Zustand bin ich derzeit und meine Wahl ist ausgerechnet die fünfte, unglaublichste Möglichkeit?

Der Sinn allen Lebens ist Stillstand? Hatte Lao-Tse recht, als er behauptete, das Beste für den Menschen sei, daheim zu bleiben, das Land nicht zu verlassen? Hat er das überhaupt so gesagt? Und wenn er es so gesagt hat, was hat er damit gemeint? Bin ich gefangen in den Irrwegen meiner eigenen

Erinnerung? Schreibe dem großen Lao-Tse Aussagen zu, die gar nicht stimmen?

Wäre es vielleicht wirklich das Beste, in der Hängematte unter dem Nussbaum zu leben und sich nicht zu regen? Das viele Geld, das ich unnötiger Weise anhäufe, könnte ich ja verschenken.

Was ist aus mir geworden in den letzten Jahren? Ein Mann ohne Ziel, ohne Wollen.

Das menschliche Wollen (nicht der Wille) scheint mir ein Lösungsansatz. Ich muss endlich heraus finden, was ich wirklich will. Gnadenlos alle Möglichkeiten listen, nach einem Weg suchen und ich darf mich dabei nicht blenden lassen von verlockenden Angeboten materieller und sexueller Natur.

Realität – ein Annäherungsversuch

Anhand der Bierflasche neben mir auf dem Schreibtisch kann ich mich ja mal ein bisschen warm schreiben zum Thema Realität. Ich plane nämlich ein surreales Projekt. Wer Surreales ausdrücken will, muss sich zunächst mit dem Greifbaren beschäftigen. Zurück zur Bierflasche. Die existiert nämlich nur, weil direkt daneben der Laptop steht, von dem sie sich abhebt. Man könnte sagen, der Laptop ist ein Schatten der Bierflasche, eine Art Halo, die das Ding umgibt. Der Halo aus vielen Nicht-Bierflaschen, Gegenständen wie Bleistifte, Gläser, Landkarten, benutzte Tempos und mobile

Festplatten; der Halo sorgt dafür, dass die Bierflasche Wirklichkeit wird. So ist das mit jedem Ding, das uns vor Augen kommt. Dinge sind nur deshalb wirklich, weil sie von anderen Dingen umgeben sind, die sich von ihnen unterscheiden.

Je mehr ich über die Bierflasche nachdenke, desto unheimlicher wird sie mir. Sie hat schon starke Abnutzungerscheinungen von der Flaschenreinigung. Die ehemals bräunlich glänzende Oberfläche ist gezeichnet von zwei hellen, stumpfen Streifen. Wer weiß, in wie vielen Händen die Flasche schon war, wie oft sie wieder gefüllt wurde und wer schon alles aus ihr getrunken hat, ehe sie hier bei mir Realität wurde? Bestimmt hat schon mal jemand reingepinkelt, nachts, als er betrunken im Bett lag und zu faul war, aufzustehen.

Was gäbe ich darum, wenn ich auf einer Google-Karte einen Kreislauf dieser Flasche angezeigt bekäme. Vermutlich war sie einmal in Bayern bei einem bärtigen Öhi und auch in Schleswig-Holstein, ich nehme einen Schluck. Irgendwie kommt mir die Flasche bekannt vor. Vielleicht hatte ich sie selbst schon einmal in der Hand? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, eine Pfandflasche zweimal zu kaufen?

Richtig unheimlich wird mir, wenn ich über die Moleküle nachdenke, aus denen die Flasche besteht. Geschmolzener Sand von fernem Strand. Ich nehme einen Schluck, atme tief ein, Luft, die schon in anderen Lungen war, ja: verunreinigte Luft voller Moleküle, vermutlich auch Moleküle, die einst in einem anderen Menschen existierten. Das Herzmolekül von Sokrates womöglich, ein Atom aus Goethes Faust sowie ein

Riesenmolekül von Schillers Glocke (ich meine nicht die Ballade). Wenn es nur das ist. Aber schlimm wäre, wenn mein Körper aus den atomaren Überresten von Despoten besteht. Auszuschließen ist das nicht.

Hum? Nun wollte ich eigentlich über Realität schreiben, aber was dabei rauskommt, klingt doch ziemlich verrückt, oder?

Ich nehme einen Schluck.

Kornkreise undCC-Lizenz

Da hatte ich mal wieder eine Superidee: Kaufst 'ne Flasche Schnaps, echten Korn, und drapierst außen rum einen Kreis aus Gläsern. So bastelst du dir ruckzuck deinen eigenen, mystischen Kornkreis (ohne die Landwirtschaft zu schädigen). Zum Glück kam mir vorher der Gedanke, im Netz zu suchen, ob das nicht schon jemand getan hat, et voila: <http://www.steiniges.net/> seit fünf Jahren im Netz zur Realität geworden: der Kornkreis mit Hochprozentigem.

Das lässt wiederum eine kleine Philosophie zu, wonach das Naheliegende oft so nahe liegt, dass hunderte von Händen danach greifen können.

Wem gehören Ideen?

Meine These: Ideen sollten zur Weiterentwicklung grundsätzlich frei ins Netz gestellt werden. Am obigen Kornkreisbeispiel ließe sich etwa der Bildaufbau verbessern.

Gute Fotografen (aber ohne Idee) könnten das Bild in ihrem Studio sicher perfekt umsetzen.

Brähe uns nicht grundsätzlich die Sucht, Geld zu verdienen die Beine, könnten wir Menschen es durch mosaikhafte Zusammentüftelei von Ideen und Möglichkeiten sicher viel weiter bringen, als mit der Restriktion: *Ich hatte diese Idee und ich darf sie als Einziger ausbeuten.*

Einen interessanten Ansatz hierzu bildet die Open Source Bewegung, welche die Quellen von Software für alle verfügbar offen legt, so dass, wie bei dem Betriebssystem Linux zum Beispiel, 10.000e von Entwicklern gemeinsam an einer großen Sache arbeiten. Im Gegensatz zu proprietären (besitzergreifenden) Projekten anderer Betriebssysteme, ist es gelungen, auch ohne finanzielle Ausbeutung ein sehr gut nutzbares Betriebssystem auf die Beine zu stellen.

Die freie Verfügbarkeit von Wissen bringt die Gesamtheit besser voran, als die Restriktion und die Geheimhaltung.

Für Kunstprodukte, Bilder, Musik und Schreibwerke gibt es die Creative Commons License. Hierbei bleibt das Urheberrecht natürlich unberührt, aber Ideen dürfen angegriffen, verbessert und abgewandelt werden zum Wohl der Allgemeinheit.

Die Nullstäbe der Gesellschaft

Irgendwann wird die Wahrheit über Konzeptkünstler R. ans Licht kommen. Warum taucht er sporadisch in meinem Leben auf? Auf welcher bizarren Weise lernte ich ihn kennen? Welche Entwicklung macht er durch? Ist er derzeit Unternehmensberater, so scheint es fast unlogisch, dass er einmal eine Art Pennerdasein geführt hat, dass er die Welt durchquerte und Abenteuer erlebte und wie ein Stück Treibgut mal hier, mal da in einem Strudel kreiste, sich befreite, weiter schwamm. Dass er ankommt und geht, wie das Leben es ihm diktiert.

Einer meiner wichtigsten Berater. Moderner Mystiker. Wirtschaftsweiser und großer Lehrer in Sachen Überlebenstechnik.

“Paktiere nicht mit dem Teufel”, riet er einst.

“Es gibt weder Gott, noch Teufel”, erwiderte ich.

“Doch, die gibt es. Es gibt sie zu Hauf in dieser Welt. Sie treten in Menschengestalt auf. Man muss sie sich vorstellen wie statische Stäbe in einem Fachwerk, die die Lasten der Gesellschaft in den Untergrund leiten und für die Tragfähigkeit dieser Gesellschaft sorgen. Du kannst sowohl Teufel, als auch Gott sein. Es ist deine freie Entscheidung.”

“Du meinst Gut und Böse?”

“So ähnlich. Nennen wir es besser rechtschaffen und verdorben; vorwärts und rückwärts, ja und nein. Wovon ich

rede: Krafrichtungen. Wenn man die Welt reduziert und ihre Funktionsweise zu analysieren versteht, gibt es letztendlich nur Gegenläufigkeit. Sieh die Brücke ...”, R. zeigte in Richtung einer alten Eisenbahnbrücke, ist schon Jahre her, ein stillgelegtes eisernes Teil in Bayern, welches aus hunderten von Metallstäben zusammengenietet war und schon unzählige Tonnen Fracht und Menschen über den Inn hat fahren lassen. Wieso wir da waren, und warum wir uns, an Seile gebunden im Pendelschwung hinunter stürzten, sei hier nicht wichtig. Vielleicht erzähle ich einmal mehr davon. Wichtig ist die Brücke, “... die ist wie die menschliche Gesellschaft. Es gibt negative Kräfte, bei denen die Fachwerkstäbe auf Zug beansprucht werden, also an beiden Enden gezogen wird und der Stab sich dehnt. Und es gibt positive Kräfte, die die Stäbe zusammendrücken. Beide sind wichtig, damit die Brücke nicht zusammenbricht.”

“Es gibt auch Nullstäbe, die gar keine Last aufnehmen”, gab ich nassforsch zum Besten, “die könnte man doch einfach entfernen und nichts würde passieren”.

“Theoretisch ja. Aber nur, wenn sich an der Brücke die Kräfte nicht ändern. Sobald ein Zug darüber fährt, oder ein Orkan bläst, mutieren Zug zu Druck und Null zu Zug oder Druck. Je nach Situation. Wenn du das Bild auf die menschliche Gesellschaft überträgst, die ja auch von sich ändernden Kräften durchzogen wird, hast du ein prima Modell, wie sie funktioniert. Was ich sagen will: deine Mitmenschen treten dir entweder wohlgesonnen oder abgeneigt gegenüber. Am Gefährlichsten sind die Neutralen, die Nullstäbe der Gesellschaft. Sie können von Jetzt auf Jetzt ihre Neigung ändern. Das ist der Teufel, vor dem ich dich warne.”

Gestern begegnete ich dem Teufel. Veranstaltungsmacher Ro. stand in Mitbewerberschaft zu meinem lieben Owner. Zwischen Posaunentuten und Flötengequietsche des Jazzfestivals schwadronierten wir über die leidige Insolvenz. Ro. ließ kein gutes Haar am Owner. Geradezu plump beleidigend, offenbarte er mir, dem frisch gescheiterten Mitarbeiter seiner Konkurrenz, wie böse, unlauter und hinterhältig der Owner gewesen sei und machte sofort ein vages Tackerangebot, denn die Möbel, die wir gebaut haben sind eine heiß begehrte Ware. Er habe eine eigene Werkstatt, Schreinerei, pi, pa und po.

Das ließ mein Tackerherz höher schlagen.

Aber Veranstaltungsmacher T. ist nicht lupenrein. Das sagt mir mein Gefühl. Der Owner ist tausendmal besser. Der Owner ist nur ein getriebener, den Unbilden des Wirtschaftsmahlstroms Unterliegender. Ein Mensch mit gutem Kern, der die Fehler machen musste, die er gemacht hat und der keine andere Wahl hatte zu handeln. T. habe ich im Verdacht, nach Belieben handeln zu können. Er scheint mir ein Nullstab zu sein..

Wir kamen überein, in der kommenden Woche zwischen Gitarreneschrabbel und Trommelgewirbel, wenn um uns das Jazzfest tobt, noch einmal über die Tackeroption zu reden.

“Hüte dich vor dem Teufel”, klingt des Konzeptkünstlers Stimme. Und: “Wenn du eine Frage mit Ja oder Nein beantworten kannst, sag Nein”, empfiehlt Flann O’Brien.

So werde ich es tun. Ich hoffe, Ro. begegnet mir nicht mehr.

Mach' das was du machst, weil du es machen willst
(Ausschnitt)

Caterer catern nicht, damit die Leute satt werden und zufrieden sind, sie tun es, um sich die Taschen vollzustopfen. Da kam mir in den Sinn, dass ich einmal geschrieben habe, die Putzfrau putzt nicht, um etwas sauber zu machen, sie tut es, um Geld zu verdienen. Damals fabulierte ich, dass kaum ein Mensch eine Sache um ihrer selbst willen tut, sondern in der Vielschicht der Gründe fast immer ein Grund dominiert: das Geld.

Wie groß war das Gelächter, als Klomann F. sagte, er putze die Klos gerne. Das konnte niemand von den Kollegen verstehen. Klomann F. wird natürlich bezahlt. Obendrein stellt er im Sanitärbereich ein Körbchen auf einen Tisch, in dem, so sagte er letzten Sonntag, doch tatsächlich 36 Euro lagen. Guter Schnitt. Ich mag den Mann. Er hat mir letztes Jahr ein Feuerzeug mit Prägung geschenkt.

So dudeln in meinem Kopf diese Gedanken, warum so wenige Menschen die Dinge machen, die sie machen, weil sie sie tun möchten.

Zettelkastenweisheit

Dinge, die du Früher auf Später verschoben hast, wünschst du dir später, früher getan zu haben.

Jakobswegfälscher

Irgendlink gesteht: "Ich wollte den Jakobsweg fälschen. Allein der Mangel an Zeit hat mir das Handwerk gelegt"

Vor einiger Zeit, als der Partymöbelkonzern noch brummte, hatte ich die naive Idee, nimmst im Frühjahr sechs Wochen Urlaub und läufst rüber nach Santiago. Kollege T. verhöhnte mich: "Das klappt nie. Der Owner wird den Urlaubsantrag nicht genehmigen. Wetten? Kasten Franziskaner Weizenbier und Lammsteaks zum Grillen." Arglos nahm ich die Wette an und verlor. In der Folge reifte in mir ein verdorbener Plan: "Wenn du es nicht selbst erleben kannst, dann denke es dir aus und schreibe ein Buch darüber". Das diskutierte ich mit T. und so verbrachten wir die kurzen Pausen mit ausgiebigen Diskussionen, was man alles schreiben könne und wie man Speck an das Buch bringt, damit es auch richtig Spaß macht, es zu lesen. Wenn es schon erfunden ist, dann kann es ruhig ein bisschen verrückt werden, so dass man die Dinge, die beschrieben werden, gerade noch glauben kann. Im Grunde seines Herzens aber wird der Leser immer Zweifeln: ist das wirklich wahr? "Genau wie Karl May. Der war auch nie in Amerika und im Orient. Alle seine Geschichten sind erstunken und erlogen", sagte T., "aber deshalb sind sie noch lange nicht schlecht. Denk mal nach, was wir heute für

Recherchemöglichkeiten haben. Wir können, Internet sei Dank, einfach alles fälschen.“

Tagein tagaus fabulierten wir an der Geschichte. “Die Struktur ist ja einfach“, sagte ich, “ich knöpfe mir den Reiseführer vor, verinnerliche die Wegbeschreibungen, und flechte noch das aktuelle Wetter vor Ort ein. Dann mache ich mir eine Liste mit Geschichten, die an dem ‘realen’ Weg festgetackert werden.“

So entstand in unseren Köpfen ein seltsames Buch, das niemals geschrieben wurde. Zum Intro hatte ich mir eine fiktive Internetfreundin namens Yam ‘I Rak zugelegt, “das heißt Karl May auf rückwärts“, erklärte ich T., die ich in einem esoterischen Internetforum kennengelernt haben würde und die demnächst den Jakobsweg laufen würde. Ich hatte sogar ein grobes Profil für sie angelegt, dass sie einen algerischen Vater habe und eine deutsche Mutter und in Paris lebe, von wo sie Ende Februar mit dem Zug nach Saint Jean Pied de Port fahren würde. Sie auf dem Camino Frances treffen zu wollen und in der realen Welt kennen zu lernen, würde den äußeren Spannungsbogen des Buches bilden. Natürlich würde ich sie immer wieder verpassen und unterwegs nur geheime, nebulöse Botschaften von ihr erhalten. Einem Phantom hinterher jagen würde ich, wie die Leser des Buches letztlich einem Phantom hinterher jagen würden, weil sie ja glauben, es wäre echt und alles sei live und selbst erlebt. Aber am Ende, in Finisterre, würden alle in den wilden Atlantik starren und feststellen, das Leben ist nur Schein, nichts und niemand ist echt und es bleibt einem nur ein Weg, etwas, was man sehr liebt und oft benutzt hat, zu

verbrennen. Das Buch sollte so enden wie Knut Hamsuns *Mysterien*, allerdings auf Irgendlink-Weise.

“Wäre ja vielleicht witzig, wenn du in dem Buch genau am 1. April in Santiago einlaufen würdest und den Lesern einen bitterbösen Aprilscherz unterjubeln würdest”, sagte T.

“Ich glaube, das kann ich nicht. Ich kann nicht lügen, wenn ich weiß, dass ich lüge. Versehentlich lügen, das geht. Aber bewusst jemandem etwas Falsches sagen. Neel!”

Trotzdem recherchierte ich Ende Januar für das Buch, beschäftigte mich mit Zeit und Zeitarten, mit Äon, Chronos und Kairos, denn das Buch sollte fundamentale philosophische Kitzeleien enthalten, garniert mit bizarren Typen, die man nicht aller Tage trifft. Gepaart mit der puren Struktur, die sich aus der nüchternen Beschreibung des Reiseführers ergibt, entstand in meiner Phantasie eine Ansammlung kurzer Geschichten, Tagesetappen. Eine fand ich besonders toll: da würde ich einen Sozialphobiker treffen, der die Begegnung mit Menschen hasst und dennoch auf dem total überlaufenen Weg pilgert. Ich wollte die Szene ansiedeln auf einer weiten Ebene mit Mohnfeldern, die ich, der Erleber all dessen, von einer Anhöhe beobachte. Der Sozialphobiker würde die Ebene überqueren, eingekeilt von Wandergruppen aus Italien und Peru. Er trüge ein gelbes Regencap und von hinten näherten sich die rot-weiß-grünen Italiener lautstark, während vor ihm die Peruaner Rast machten. In meiner Geschichte hätte er keine Chance zu entkommen und würde zwischen den beiden Pilgergruppen mitsamt seiner Angst zermalmt werden.

Solche Buchschreibspinnereien sind mir Ende Januar durch den Kopf gegangen. Warum ich es nicht einfach runter geschrieben habe? Weil Schreiben eine extrem harte Arbeit ist und ich mir hätte mindestens fünf Stunden pro Tag aus den Rippen leiern müssen. Das macht man nicht für ein Projekt, für das man nicht mit Sicherheit bezahlt wird.

Bloggen ist da eine ganz andere Geschichte. Das ist zwar auch Schreibarbeit. Aber es ist Unterhaltung. Wenn ich blogge, konzentriere ich mich nicht ständig. Mal höre ich zwischendurch auf, surfe ein wenig, lese woanders, kommentiere, kommuniziere, recherchiere, schnüffele - pure Serendipidität. Ich bin dann nicht allein. Beim Buchschreiben ist man unweigerlich allein. Durstig, traurig und ängstlich. Buchschreiben ist kein Spaß. Wenn ich je ein Buch schreibe, so ist es nur der Extrakt, den man aus diesem Blog generiert.

Nun ist die Wahrheit raus. Endlich wird mir leichter. Ich habe geplant, den Jakobsweg zu fälschen.

Gleichtakt

Nun hast du den Winter überlebt, sagt eine innere Stimme. Der herrlichste Tag seit Jahren. Dieser Winter hat so lange gedauert!

Kurzfristig ließ ich mich zu einem Gedicht verleiten. Ich dachte es, während ich hinunter radelte in die Stadt und ein weiteres einsames Gehöft durchquerte. Kälber blökten aus dem Stall. Ein älterer Mann hätschelte seinen Enkel in der

Wiege und der Hofhund, der für gewöhnlich Radlern folgt, bis sie das Gehöft auf der anderen Seite verlassen, lag träge in der Sonne. Hellgrüne Knospen drückten sich aus den Spitzen der Bäume. Ich dachte:

Frühling

in den Poren,

in Ulm, in mir,

um Ulm, um mich,

um Ulm herum und um mich herum.

In Alberstadt albern acht alberne Albaner apokalyptische Aphorismen.

Ich war schon immer ein großer Dichter. In Frankfurt nahm ich vor zwanzig Jahren nämlich eine Brise Stadtluft, während ich mir das Senckenberg-Museum anschaute. Dieser Atemzug enthielt ein Molekül Goethe, das auf irgendeine Weise aus dem Grab des Dichturfürsten diffundiert sein muss und nun zu einem der Moleküle meines Körpers wurde. Über Lunge, Blut und Fettstoffwechsel lagerte es sich in meinem Gehirn ein und seitdem kann ich dichten, Balladen schreiben und all das verrückte Zeug.

Am Meisten fasziniert mich an dem Gedanken, dass wir tatsächlich zu geringen Teilen aus den Atomen bestehen, die

einmal Bausteine anderer Menschen-, Pflanzen- und Tierkörper waren. Wenn man ein Atom auf seiner Reise durch das Äon zielgenau beobachten könnte, wäre man verblüfft, wo es schon überall war.

Verrückt?

Hauptsächlich atmete ich heute die Luft der tollen T., wie sie neben mir her radelte auf einer 50-Kilometer-Tour durch diese herrliche Gegend. Selten erlebte ich einen Gleichtakt dieser Art mit einem Menschen. T. mochte ich, bis auf den widerlichen Abend, an dem ich sie in einer Spelunke um die Jahrtausendwende kennen lernte, schon immer. Ich glaube, sie war damals ein getriebener, verzweifelter Mensch, ist sie vielleicht heute noch, denn die Getriebenheit und die Verzweiflung vergeht ja nie. Wir dimmen sie nur und machen sie zu einem verschrobeneren Teil unserer selbst, je Älter wir werden. Wir lernen unsere Macken zu lieben oder wir gehen daran kaputt und stürzen uns verdrossen von einer hohen Brücke. Meistens jedoch gelingt es zu überleben, die Macken in sich zu integrieren, wie wir es ja auch mit all den Molekülen machen, die wir täglich essen, atmen, durch Berührung aufnehmen.

Der große Flann O' Brien hat dies in *The Third Policeman* auf satirische Art treffend beschrieben: Menschen, die viel Fahrrad fahren, nehmen durch die Reibung ihres Körpers auf dem Sattel unweigerlich Fahrradmoleküle in sich auf und werden im Laufe der Zeit selbst zum Fahrrad. Das Fahrrad wird zum Mensch. Die Ähnlichkeit alter Ehepaare kommt nicht von ungefähr. Weil sie so viele Jahre miteinander verbracht haben, werden sie sich immer ähnlicher. Und

Menschen, die einen Hund haben, sind nach einigen Jahren Teil des Hundes und er ein Teil von ihnen. Das sind ganz einfache Molekül-Gesetze.

Aber mal im Ernst: jeder kann nachvollziehen, dass er im Laufe der Zeit, in der er sich etwa in einer Clique von Freunden befindet, feststellt, dass sich ein eigener Sprachcode entwickelt, dass sich die Verhaltensweisen der Menschen annähern, man ähnliche Ansichten vertritt, Werte bildet und sich nach und nach ähnlicher und ähnlicher wird. Funktioniert auch ohne Moleküle, einzig durch die unsichtbare, unerforschte, nicht greifbare Kraft, die wir ins Leben streuen.

Die tolle T. erzählte klasse Geschichten. Ich liebe das. Ein Stück Leben, wie ich es in all den Jahren, in der ich ihr ungefähr einmal pro Jahr begegnete nie erlebt habe. Warum? Weil wir noch nie etwas zusammen unternommen haben, sondern uns in stillem Einvernehmen auf Partys die Kanne gaben und nie nie nie es über das Oberflächliche hinaus ging.

Natürlich gibt es keine Zukunft, denn ich bin ja alternder Nichtsnutz; sie ist Sinnsuchende. Verliebt, was ein Initial sein könnte, ist auch keiner von uns beiden. Aber zusammen Radfahren, das können wir, ohja.

Schreiben ist Knochenarbeit!

Schreiben ist Knochenarbeit! Seit gut 20 Jahren hänseln mich gute Freunde: Du erzählst immer nur von dem Buch, aber

schreiben tust du es nicht. Dabei habe ich immer wieder Anläufe genommen, ein großer gestricktes Ding zu fabrizieren, habe auf diese Weise im Selbstversuch, ohne etwas literarisches zu studieren, meine Erfahrungen gemacht und teilweise akribische Experimente gestartet. Erstaunt war ich, dass ich in fünf Stunden etwa 35.000 Zeichen schreiben kann. Das sollte ein Kurzkrimi werden und wenn er mit 35.000 Zeichen zu Recht gekommen wäre, wäre er auch fertig und lesbar. Nun liegt er als Dateileiche auf dem Rechner.

Als leistungsorientierter Bürger waren mir diese 35.000 Zeichen irgendwie wichtig.

Dabei ist Schreiben für mich etwas ganz anderes, als möglichst viele Buchstaben auf einer Tastatur in den Computer zu hacken. Das ist eine stupide Arbeit, die nichts mit Kreativität zu tun hat. Die eigentliche Kreativität meines Schreibens findet unterwegs statt. Nur dort bin ich gut. Nur dort kann ich mir Erinnerungstützen schaffen, um später in harter Schufferei etwas Gutes zu generieren. Mein ledernes Notizbuch ist Anlaufstelle für kryptische Satzketten, mit denen eigentlich nur ich etwas anfangen kann. Diese Satzketten sind wie Fertigsuppe, die man aufkochen muss, um ein schmackhaftes Etwas zu verzehren. Manchmal, wenn ich nicht dazu komme, etwas zu notieren, baue ich mir am Wegesrand eine Merkstrecke, an der ich das Wichtige, was ich gedacht habe, befestige. Autistische Genies machen das genauso. So radele ich durch die Welt und neben einem Holzstapel habe ich DIE IDEE, also befestige ich sie an dem Holzstapel und wenn ich auf dem Rückweg daran vorbei komme, erinnere ich mich daran.

Manchmal kommt mir mein ganzes Leben wie eine Merkstrecke vor. Dann ist plötzlich alles wichtig.

Als ich vor ein paar Wochen die Kreisstadt H. durchquerte, wurde mir klar, dass ich das Buch, welches "Europenner" heißen soll, irgendwann doch noch schreiben werde. Es gibt diese Momente, dass Vieles auf einen einzigen Punkt fällt und man sich plötzlich sagt, das ist es, das ist das Konzentrat. Es ist wie im Traum, der bekannter Maßen schnell und unbarmherzig ist, und der Ecken und Kanten und unerwartete Wendungen hat. Der Traum ist im Grunde auch nur ein Komprimat von einem unglaublich großen Ding, das es gilt, nach dem Aufwachen mit viel Fleiß und ohne dabei zu verzweifeln auszubreiten, um endlich klar zu verstehen, worum es geht.

Nicht anders funktioniert mein Buch.

Es ist komprimiertes Wissen, auf den Punkt gebrachtes Leben, assoziative Wendigkeit, und ich alleine bin derjenige, der das Thema ausbreiten kann.

Um es nicht zu vergessen, notiere ich an dieser Stelle:

- Die Ereignisse 1988 am norwegischen Fluss eröffnen das Dokument
- Die Durchquerung von Kreisstadt H. am 6. April schließt das Dokument
- Den Tag zu formen ist eine schwere Bürde
- Diese Reinheit wirst Du nie wieder erlangen
- Neben dem Bettler steht grundsätzlich geschrieben: 1-Mann-Armee
- Du bist der Bettler. Du bist der Geringste. Du bist der, der es tut
- Waterframe - nenne es den Waterframe. Er rahmt die Geschichte.

Dies sind Notizen an mich selbst, wie sie in meinem ledernen Buch stehen könnten. Tut mir Leid, dass Ihr damit nichts anfangen könnt. Aber so ist das nun mal, wenn man versehentlich das Notizbuch eines Anderen aufschlägt. Es ist eine Bürde, ein Geheimnis. Es lässt einen den Kopf zerbrechen, ob man nicht doch etwas herausfinden könnte. Der Mensch ist ein neugieriges Wesen. Deshalb liebt er Geschichten. Deshalb braucht er Rätsel. Die Geschichten mit Rätseln zu spicken und die Rätsel zur rechten Zeit aufzulösen, das ist die Aufgabe der Autoren.

Scheitern – ein Annäherungsversuch

Vom Scheitern.

Vom Scheitern, sage ich eben großmütig, könnte ich ja ein Buch schreiben.

Ich bin das Scheitern.

Menschen, die scheitern, sind mir grundlegend sympathisch, wie sie an einem Bauzaun lagern und hungerleidend ausschauen und jämmerlich eine geklaute Krücke in der Hand halten, um ihren Mitmenschen zu zeigen, ich bin notleidend - vor sich einen Pappbecher, in den nie nie nie jemand einen Pfennig wirft und am Bauzaun hat ein Hip-Hopper geschrieben "1-Mann-Armee". Selten sieht man solche Menschen, aber sie sind mitten unter uns. Für gewöhnlich werfe ich einen Euro in solche Pappbecher, weil ich weiß, dieser Mensch kann sich ein Brötchen dafür kaufen oder Bier.

Und für gewöhnlich scheint die Sonne, denn in diesem Weblog scheint immer die Sonne.

Seit etwa zehn Jahren ist mir bewusst, dass wir Menschen das Scheitern-Gen besitzen. Es löst nach 30 Jahren einen Prozess aus, dem wir uns mit aller Macht zu widersetzen versuchen und dessentwegen wir Dinge tun, die uns selbst zwar verraten, aber weil alle das Gen haben und alle letztlich scheitern, nehmen wir das nicht wahr. Es ist wie ein blinder Fleck. Gescheiterte sind mitten unter uns und führen ein ansehnliches Familienleben, aber wir erkennen sie nicht!

Ich sitze auf der Südterrasse und lausche dem Wind in den Pappeln an der Südgrenze des einsamen Gehöfts, was wie Melodie in meinen Ohren ist - und über Jahre, gar Jahrzehnte, wenn ich so lange lebe, so sein wird. Über das Gesäusel in den Bäumen hinweg, werde ich das Scheitern als Lebensprinzip nie wahrnehmen, es sei denn, ich habe den Mut, es mir einzugestehen.

Gute Gedanken zum Scheitern ereigneten sich eben, vor drei Minuten in meinem Kopf und ich dachte, musste unbedingt aufschreiben, ist ein Lehrstück für alle anderen da draußen: wenn du das, was du eben gedacht hast, so auf Tastatur bringst, wie du es gedacht hast, wird jeder, wirklich jeder, das verstehen und das Scheitern verliert all seinen Schrecken, weil es ja eine genetische Sache ist, für die niemand etwas kann. Es ist wie schwul sein, autistisch intelligent, oder mit 35 Krebs kriegen, oder Zwillinge gebären. Es ist von der Natur gewollt und du kannst dein Konto endlich auflösen, deinen Gläubigern sagen, tschuldigung, schulde ich dir, ist genetisch, kannichnixfür. Du bist fein raus im genetischen Scheitern.

Was ist mit den Porschefahrern mit den grauen Haaren und den 25-jährigen Freundinnen? Die sind doch nicht gescheitert, trotzdem über 40, oder? Natürlich sind sie gescheitert! Sie sind die schöngelifteten Feinfrisure der modernen Scheiterungskosmetik. Allein kraft ihrer Bankenpotenz sind sie in der Lage, ihr persönliches Scheitern zu verschleiern (das sind ganz miese kleine Typen, die sich jeden Zentimeter ihres imaginären Schwanzes teuer erkaufen - der bekennende Scheiternde hat so etwas nicht nötig).

Ja, wir sind Lügner, wir Menschen. Allesamt gemeine kleine Lügner, die im Spiegelgefecht, gut aussehen zu wollen, über jedwede Leiche gehen, um unseren Status aufrecht zu halten.

Dass Status eine leicht durchschaubare Sache ist, mit der sich seit Jahrtausenden die Machtmenschen luftsaugend über Wasser zu halten versuchen, enttarne ich an dieser Stelle.

Für immer.

Dies ist ein provokanter Artikel. Ich habe ihn, zugegebener Maßen nicht in ganz nüchternem Zustand geschrieben. Als Blogautor kann ich mich also auf ganzer Linie als gescheitert bezeichnen.

Ich bin einer von vielen - je est un des toutes - um es brachial mit Rimbaud zu sagen, der zu jung starb, um dies zu formulieren.

Wenn ich bloß die Worte zusammenbrächte, die ich vor drei Minuten auf der Südterrasse dachte! Rimbaud hätte das gekonnt.

Aber ich, ich bin schlichtweg an diesem Artikel gescheitert.

Sry

Ich im Dialog mit ich über die Lebenszeitdiebe

Wie ich an einer roten Ampel warte und wichtige Gedanken wälze - die vielleicht Leben retten könnten oder eine bahnbrechende Erfindung hervorbringen, Gedanken die mich mindestens glücklich machen, weil ein paar gute Worte dabei sind, die man im Weblog notieren könnte - fällt mein Blick auf ein Großflächenplakat am anderen Ende der Kreuzung. Ein Technikmarkt wirbt für billige Dinge bis zum 25. April, man erhalte 30 % Rabatt auf dieses Gerät und 25 Rabatt auf jenes, und ganz besonders billig sei alles, was in der und der Warengruppe angeboten werde. Klingt ziemlich verlockend, vor allem, weil eine rotlippige Frau auf dem Bild ist. Die Ampel wird grün. Sie wird wieder rot.

Stauend baue ich die Angebote in mein Leben ein und fabuliere von brillanten Großbildern auf der TV-Leinwand und atemberaubendem Tonerlebnis mit der neuen Rundum-Stereoanlage, sowie lieblichen Stunden mit der Rotlippigen auf einem Sofa, welches auf dem Plakat daneben nur 399 statt 699 Euro kostet. Die Ampel wird grün. Sie wird wieder rot.

“Was tust du?” frage ich mich selbst.

“An einer Ampel stehen und auf Grün warten”.

“Paperlapapp, was tust du wirklich?”

“Öhm, von billigen Produkten träumen”, räume ich kleinlaut ein.

“Und ...?” fordert mich ich auf.

“Okayokay, ich verschwende Lebenszeit, weil irgend so ein Idiot mir ein großes Plakat vor die Nase gestellt hat, das ich von Oben nach Unten lese und auswendig lerne. Ich werde dort einkaufen.”

“Idiot,” ermahnt mich ich, “eigentlich müsstest du doch alt genug sein und dein abgrundtiefer Hass auf den Konsum und die Marktschreierei müsste sich so tief in deine Seele gefressen haben, dass du solche Botschaften nicht mehr wahr nimmst. Wie viele Minuten hast du den wichtigen Gedanken an die lebensrettende Maschine, die du gerade erfinden wolltest, abgewürgt und statt dessen in der siebten Hölle des modernen verschlonzten Konsum-Unwetters verbracht? Hm? Hmm? Hmm?”

“Ich wollte keine Maschine erfinden und auch kein Leben retten”, rechtfertige ich mich vor ich, “ich hab friedlich vor mich hin gedacht und die Welt an mir vorbei flanieren sehen. Die Plakate sind ein Teil der Welt, also habe ich sie in meine Gedanken eingebaut. Ich weiß noch, bevor ich sie entdeckt habe, ging es um die Zahl Pi und dass alles rund läuft.”

“Und dann stoppt dich die Botschaft der Werbebaie und nix Pi, nix rund, nix läuft mehr. Du verbringst deine Zeit in Traumwelten, die du dir kaufen kannst oder von denen du

wenigstens glaubst, du kannst sie dir irgendwann kaufen. Du brauchst keinen Flachbildfernseher und auch kein Sofa und schon gar keine rotlippige Frau. Denk lieber an deine arme alte Mutter.”

“Mutter?”

“Ja. Mutter, wie sie manchmal da sitzt, nachdem sie den Briefkasten ausgeräumt hat und die Werbeprospekte aufmacht und dir manchmal daraus vorliest: *Herzlichen Glückwunsch, Frau Link, Sie haben gewonnen. Ihren garantierten Gewinn von 2000 Euro in bar erhalten Sie auf einer Gratis-Fahrt ins Dahner Felsenland des verschlonten Konsums, wo wir sie einsperren im Hinterraum einer hässlichen Gaststätte und Sie von geschulten Psychofolterern so lange bearbeiten lassen, bis Sie eine Matratze mit Eisenspänen kaufen, das ist gut für Ihr Kreuz und Sie kriegen noch eine Kaffemaschine, ein Wurstpaket und einen Gartenzweig, alles umsonst. Sagst du dann nicht grundsätzlich zu ihr: Du solltest das nicht lesen, du solltest deine Lebenszeit nicht auf diese Art verschwenden. Jeder Gedanke, den du damit verbringst, verkürzt dein Leben, du könntest Schöneres tun? Schmeiß den Brief ungeöffnet in den Müll!*”

“Diese gemeinen Zeitdiebe,” antworte ich, “gut, dass du mich zur Raison bringst. So betrachtet knöpft mir der große Werbeagent, ja ein paar Minuten meiner Lebenszeit ab, weil er mich in seine Scheiße rein zieht, die mich nix angeht. Wenn ich täglich an dem Plakat vorbei kommen würde und immer nur zwei Minuten in der Plakatwelt leben würde,

dann wären das bei optimistisch geschätztem Restleben ja über 20 Tage Ablenkung. Ohne Schlaf”

“Richtig gerechnet. Aber du lebst vielleicht gar keine 40 Jahre mehr. Morgen könnte es vorbei sein.” droht mir ich.

Nun sehe ich ein: “Nicht auszudenken, wenn mich beim Betrachten der Plakate ein Auto überfahren hätte. Dann hätte ich - und du übrigens auch - den kläglichen Rest meines - und deines - Lebens nämlich damit verbracht, an Flachbildschirme und rotlippige Frauen zu denken, anstatt sich den entscheidenden Lebensfragen zu stellen.”

Anmerkung: Ich hätte den Dialog auch ohne die ich-ich-Variante schreiben können, wäre vielleicht weniger verwirrend. Aber nun ist er fertig, that's Weblog, kaum geschrieben, schon offen im Netz. Ich hänge es mal in die Schreibtipp Kategorie, weil es eine Übung für experimentellen Dialog ist.

Wirrer Artikel über das Erleben

Die Szene kommt nie wieder. Ich bin in Eile, haste mit dem Auto über die Landstraße. Es dämmt. Alles versinkt in Grau. Schwere Wolken hängen über dem Land. Kaum einen Kilometer vom einsamen Gehöft entfernt hat man einen weiten Blick über den Kreuzberg, die Stadt Z., das benachbarte Frankreich. Im Frühling ziehen sich satte, lehmschwere Felder bis zum Horizont. Das tun sie sonst auch, aber im Frühling kommen sie wirklich zur Geltung. Da ist

zum Beispiel ein Grundstück, das ich den Pro Sieben Acker nenne. Aus einer bestimmten Perspektive sieht er nämlich aus, wie das Logo des Fernsehsenders Pro Sieben. Die Obstbäume an der Chaussee stehen in voller Blüte und die Luft schmeckt nach Wasser in seiner Urform.

Scheiße. Das wäre ein Foto. Schon überlege ich, zurück zu fahren und den Fotoapparat zu holen, es aufzunehmen. Es wäre ein grandioses Bild. Aber ich bin eilig, will zu Journalist F. "Egal! Fahr zurück," ruft eine Stimme, aber die Vernunft erklärt: "das macht doch keinen Sinn. Wenn du den Fotoapparat dabei hättest, wie würdest du das Bild machen wollen? Hier aus dem Auto bei 100 Sachen durch die fliegenverschmierte Windschutzscheibe? Das wird doch nix. Und anhalten mitten im Land, das kannst du wohl vergessen. Bis du einen geeigneten Parkplatz gefunden hast und zum Bild zurück gelaufen bist, ist es dunkel." Die Zeit, sie rinnt, tickitick tickitick tickitick tick tick.

Schreibs auf!

Mit 80 Sachen in die Stadt. Die oberen Gebiete sind unbelebt, keine Kontrollen, da rast jeder. Ich lange mir an die Brust. Häuser schieben sich aus dem Dampf des kalten Frühlingsabends, werden Stein, werden Farbe in allen Pastell-Variationen. Kein Notizbuch in der Brusttasche, keine Chance die Szene auch nur annähernd zu skizzieren, um sie später wieder zu beleben. "Du musst es im Hirn notieren, baue dir eine Merkstrecke. Du weißt es. Du kannst es. Du hast es schon oft getan. Nur wenige Worte genügen." Eine andere Stimme sagt: "Pah, versuche es gar nicht, die Situation ist zu

komplex, gib auf, du wirst es nie rekonstruieren. Schon gar nicht ohne Fotoapparat.”

Trotzdem scratche ich in die Tiefen meiner Seele: “Birnbäum, blüht, Dunst, weites Land, Farbe im Kampf mit der Dämmerung. Werde Eins mit dem Bild. Lebe darin. Sei das Bild.”

Bei all der Notationsarbeit berücksichtige ich notdürftig die Verkehrsregeln, bremse in Zone 30 auf 50, vergesse für die hunderte von Metern, die es benötigt, die Worte in die Seele zu kratzen, das Bild an sich und addiere, schon fast auf der Autobahn: “Es ist das Neunkircher Kreuz der Erinnerung. Dort wo sich A6 und A8 treffen, ist alles, was du wissen musst.” Lobhudele derweil einen halben Blogartikel, der sich mit dem Mythos Irgendlink beschäftigt und diese seltsame Weblogfigur als egomanisches Wesen entlarvt, was nicht unbedingt schlecht sein muss, “denn”, so kratze ich weiter in die Seele, “nur die Egomanie, und das in dir selbst sein, und das dich selbst lieben und verehren bis zum letzten Tag, kann solche Texte - ahaha, *solche Texte* denkst du, du hast sie doch noch gar nicht geschrieben - kann solche Texte hervorbringen.”

Auf der A6 hatte ich eigentlich nur noch ein Ziel: so schnell wie möglich einen Zettel und einen Bleistift in die Hand zu kriegen, um die Ideen vor dem Vergessen zu retten.

Bei einem Schiffsbruch muss in der Regel binnen weniger Minuten gehandelt werden. Ein angeschlagenes Schiff sinkt in aller kürzester Zeit und zieht im Sog alles mit, was sich darauf befindet. Klar: mein Schiff ist das Schiff der Geschichten und

Erlebnisse. Geschichten, insbesondere aber Erlebnisse haben eine sehr kurze Halbwertszeit. Auf hoher See keine Überlebenschance. (Zur Rettung von Geschichten habe ich vor etwa einem Monat an dieser Stelle gebloggt).

So stelle ich mir vor, dass ich beim Ziel, Journalist F., völlig erschöpft aufschlage und zur Begrüßung schreie: "Schnell! Zettel und Bleistift," und mich wie ein Sterbender über das Blatt beuge.

Aber alles kommt anders, denn das Radiogedudel lenkt mich ab und ich vergesse.

Vergesse, vergesse, vergesse. Endlich vergessen.

Angekommen beim Journalisten wartet schon das Abendprogramm. Es gilt, gemeinsam die 5-stündige Fernsehfolter des Senders Pro S. zu überstehen, denn dort ist an diesem Abend Frontsänger O. zu Gast bei dem allseits beliebten Spiel Schlag den R. Seit gut einem Jahr stelle ich seiner Band die Galerie als Proberaum zur Verfügung.

Nix Zettel, nix Bleistift, nix Geschichten retten, sondern einzig stupide Glotzerei in einem zugegeben spannenden Zweikampf, den O. nur knapp verloren hat.

So bleibt es leider bei den wenigen, in die Seele gescratchten Worten, aus denen ich mühsam diese Zeilen extrahiere.

Notiz an mich selbst: Lebe im Bild.

PS: der Sender, der die Show macht, heißt genau wie der oben genannte Acker 😊

Vom Wert des Menschen

Da habe ich mal wieder zu viel geglotzt und die Bilder mischen sich im Kopf. Sud der Verwirrung: ProSieben-Containerladungen gefälschter Turnschuhe werden geschreddert, um Schaden von der Volkswirtschaft abzuwenden.

- Zap - ein arbeitsloses RTL2-Pärchen versucht das letzte aus dem Harz-Vier-Amt heraus zu schinden. Sie überlegen NPD zu wählen, doch was sollte das bringen? "Ich habe noch nie gewählt," sagt sie, "ist auch besser so, denke ich." Manchmal nehme ich mir eine Portion Intoleranz und werfe sie über die Bilder wie Jesus sein Netz. Lasset uns zu Bilderfischern werden.

- Zap - zwei MTV-Rapper haben sich die Zähne vergolden lassen und versuchen den Mädchen zu imponieren. "Igitt," sagt die Eine, "joa, warum nicht, beschwichtigt die Andere."

- Zap - Ex-Bigbrother-Internierter J. versucht die Zuschauer zu einem 9life-Gewinnspiel zu überreden: "Findet ein Wort mit -auto ... um Himmels Willen, das kann doch nicht so schwer sein. Ruft einfach an. Oder ruft Ihr etwa nur bei dubiosen Sendern an, bei denen bauchfreie Mädels mit 90er Oberweite die Gewinnspiele moderieren?"

- Zap - bauchfreies Mädels mit 90er Oberweite will wissen Wort mit -haus. Auf der Tafel steht: Baumhaus, Krankenhaus, Freudenhaus.

- Zap - jemand lief Sat1-Amok in einer Realschule.

- Zap - schon wieder diese scheiß Turnschuhe, für 5 Euro pro Paar in China produziert und 400-tonnenweise nach Hamburg geschmuggelt.

Da es regnet, zappe ich mich rüber ins Atelier. Im Atelier ist das Dach ungedämmt. Umso romantischer klingt dort der Regen.

- Zap - Regen auf mein Dach. Asche in mein' Ofen. Stoßweise Atem in der Luft. Im Schein der Stirnlampe sieht das unheimlich aus. Ich denke über Schuhe nach. Woraus sie bestehen: Leder und Kunststoff

- Zap - "Denk' weiter, Mann, woraus besteht Leder, woraus besteht Kunststoff?" zap "Tiere und Öl" zap "Weiter, Mann, weiter, woraus ist Öl, woraus Tiere?" zap "Tiere aus Getreide, Öl aus öhm? Arbeit? Getreide aus öhm Arbeit?" zap "Woraus besteht Arbeit?" zap "Lebenszeit, schreib's laut, LEBENSZEIT." Deiner und Deiner und meiner und auch aus der Lebenszeit von Afrikanern, Chinesen, Managern.

Eine flüchtige Kunstbübchenrechnung ergibt, dass nicht nur Schuhe aus Lebenszeit bestehen, sondern jedes andere Produkt auch.

- Zap - ein Punker regt sich über die Ungerechtigkeit in der Welt auf. Er kann seine These jedoch nicht hinreichend begründen, sondern redet nur vage von Ungerechtigkeit, so dass man denkt, "jajaja, hast ja recht, aber jetzt falle mir nicht weiter auf die Nerven."

- Zap - der Punker lässt sich nicht wegzappen, setzt hinzu, "darauf hab ich keinen Bock."

- Zap - ich schalte den Rechner ein, um diese Zeilen zu hacken.

Woraus bestehen die Worte?

Aus Buchstaben.

Aus Pixeln.

Aus Bits und Bytes.

Aus Einsen und Nullen.

- Zap - aus Lebenszeit.

- Zap - hab ich gerne gemacht.

Der Punkt und die Linie

Vorhin hatte ich angeschnitten, Kollege T. ist ein Punktmensch und ich bin ein Linienmensch. Aus uns beiden müsste man einen machen.

Ich schlage mich mit Schreibproblemen rum, weil ich kürzlich mal wieder angefangen habe an dem Buch, welches *Le Courant* heißen soll zu schreiben und scheiterte nach wenigen Worten. Dabei habe ich so eine schöne Szene am Rhein geschrieben, Mit Sonne und Pappelblüte. Die Leiche liegt in den Privateinträgen des Blogs, die nicht angezeigt werden.

Ich hatte mir letztens überlegt, hast ja nix zu tun, also schreibste den Roman. Dass du 5000 Zeichen pro Stunde schaffst, hast du bewiesen, also kannst du den Roman in 30 Stunden schreiben. Mit viel Bier und Kaffee geht das.

Ich scheiterte nach knappen 3000 Zeichen (ohne Bier).

Dabei ist eine Linie ja nur eine Ansammlung von Punkten, weiß der Mathematiker.

Wenn ich mir das Blog so anschau, ist es im Grund eine Ansammlung von Punkten. Jeder Eintrag ist ein Punkt. Zusammen macht das die Linie.

Wenn dich nachts ein Polizist stoppt, so hast du als Linienmensch ja leichtes Spiel, weil der Polizist nur wissen will, kann der gerade gehen. Wir Linienmenschen haben damit selbst bei 2 Promille kein Problem. Der Punktmensch wird schon stocknüchtern ins Trudeln kommen.

Mir fällt hierzu das Buch Flatland ein, müsste ich recherchieren, von wem das ist, von einem englischen Mathematiker, Abbot fällt mir ein, welches eine Welt beschreibt, in der die Wesen nur die Fläche kennen. Die dritte Dimension nehmen sie nur wahr, wenn sich ein Punkt zum Kreis vergrößert. Daran erkennt man in Flatland, dass eine Kugel sich von Oben nach Unten durch die Fläche schiebt.

Bei näherem Nachdenken, zweifle ich, ob ich überhaupt der Linienmensch bin, der ich vorgebe zu sein. Wenn ich ein Linienmensch wäre, müsste ich doch in der Lage sein, eine Geschichte Punkt um Punkt, also Kapitel für Kapitel niederzuschreiben. Dann wäre der *Courant* schon längst Geschichte. Vielleicht ist es das Kreuz des Linienmenschen, dass er stets auf der Suche ist nach dem nächsten Punkt, nicht nach irgendeinem Punkt, sondern nach dem passenden Punkt.

Beim Bau großer Landstraßen oder gar Autobahnen geht man in der Regel so vor: zuerst werden die Brücken und die Tunnels gebaut. So kann es sein, dass man während der oft mehrere Jahrzehnte dauernden Bauphase auf einer Strecke (Linie) irgendwo in der Landschaft eine Brücke findet, ein Tunnel, ein Straßenanschluss. Der Laie wundert sich: was verbindet diese Stätten? Der Ingenieur orakelt: Hier wird einst eine Straße stehen und du wirst dich über nichts mehr wundern. Du wirst sie benutzen und es als ganz natürlich empfinden. So als wäre sie nie nie dagewesen.

Genauso muss ich *Le Courant* angehen. Es macht keinen Sinn, der Reihe nach vorzugehen. Du musst Punkt um Punkt

aufkritzeln und vertrauen haben in den unsichtbaren Plan, der sich in den inneren Windungen deines Hirnes schon längst gebildet hat. Ja. So könnte es klappen. Lass endlich los, nach A, B zu denken und nach B C und so weiter. Denke X und U und Q. Dann schreibs auf und wundere dich am Ende, dass sich ein einheitliches Gefüge ergibt von vollkommener Schönheit. Die Brücken und Tunnel der A8 des modernen Romans.

Es ist vermessen, zu glauben, dieses Weblog in seiner nunmehr achtjährigen Gesamtform, sei solch ein Machwerk.

Aber im Prinzip erklärt das Weblog die Art, wie ich in Zukunft arbeiten werde.

Rein literarisch betrachtet, sind Punktmenschen prima Lyriker oder Kurzgeschichtenschreiber. Die Linienmenschen sind Romanciers.

Irgendlink wider die Blogvernichtung

Okayokay. Nimm die Fäden wieder auf. Ich hab's ein wenig schleifen lassen mit der Bloggerei. Zum einen die Sinnfrage, die mich daran hinderte. Zum anderen waren die letzten Arbeitstage ziemlich zermürend. Ich habe das zunächst nicht bemerkt. Aber insbesondere vor dem Wochenende legten Kollege T. und ich die Messlatte, wie viele Loungemöbel man an einem Tag bauen kann so hoch wie nie zuvor. Der Owner ahnt leider nicht im Geringsten, wie ruinös solch eine Hektik ist. Ich glaube sogar, er dachte - als ich ihm gestand, wir

haben die Arbeit, die wir sonst in 10 Stunden machen, in sieben erledigt - was haben die im letzten Jahr getan? Wieso kann das nicht immer so schnell gehen? Dabei ist die Antwort so einfach: wenn du das eine Woche so machst, bist du tot. Schreibs groß TOT!!! und noch paar Ausrufezeichen dahinter. Wäre, als würde man zwei Tour de Frances hintereinander fahren und gewinnen. Es ist schlicht unmöglich. Nur in Ausnahmefällen kann der Mensch über seine Grenze gehen, wohl wissend, dass er am nächsten Tag dafür bezahlt: mit Schmerz, mit Erschöpfung, mit einer inneren geistigen Leere von unglaublichem Ausmaß.

Kurzum: das Wochenende musste zur Erholung herhalten.

Geschätzte Frau Wildgans hat mir einen interessanten Artikel-Link geschickt: [Buschheuer-Interview bei Spiegel-Online über das Beenden ihres Blogs](#) "weil du dir manchmal ähnliche Gedanken machst", schreibt die Wildgans.

Stimmt. Gedanken wie:

- was ist der Sinn dieses Weblogs?
- blockiert die Bloggerei nicht andere, größere Projekte?
- verliere ich mich selbst?
- ist doch alles zu intim.
- irgendwann spricht dich jemand auf der Straße an - bist du Irgendlink? - und rammt dir ein Messer in den Bauch.
- kann man damit Geld verdienen?
- wenn ja, darf man es?

- Bloggen als Genre der Literatur; wird das jemals möglich? Und wenn ja, kriege ich dafür den Nobelpreis?

Frau Buschheuer äußert in dem Interview, Bloggen sei wie viele kleine Fehlgeburten. Markantes Wort. Klingt gut. Wäre aber Schwachsinn, es auf das eigene Blog zu beziehen. Im Irgendlink-Blog gibt es nur zwei Fehlgeburten. Und die sind, wie das bei Fehlgeburten so ist, klammheimlich verschleiert in den Privateinträgen: Sie heißen *Le Courant* und *Europenner*. Zwei Buchansätze, bei denen ich leider nicht über die ersten Zeichen hinaus kam. Es wäre dennoch vermessen, sie als Fehlgeburten zu bezeichnen, denn im Kopf arbeite ich ja immer noch an dem geistigen Gut. Das Weblog ist jedenfalls nicht schuld, wenn etwas anderes liegen bleibt, sondern einzig der Mangel an Disziplin und die scheinbare Aussichtslosigkeit der Perspektive.

Das Bloggen ist für mich, als Schreib-Anfänger, eine Methode, zwanglos zu üben, Techniken auszuprobieren und an der komplizierten Statik größerer Geschichten zu frickeln.

Die Sinnfrage habe ich, wie im Prinzip alle Fragen in der obigen Liste, beantwortet:

- Sinn ist nicht wichtig
- ja, blockiert anderes in Form simpler Opportunitätskosten und das sind Kosten, die man immer in Kauf nimmt. Größeres wird dennoch kommen und würde nie kommen, ohne vorher gebloggt zu haben (schließlich könnte ich auch nicht

die Anden einfach so per Rad überqueren, ohne vorher zu trainieren).

- Selbstverlieren kommt vor Selbstfinden
- Nichts ist intim genug
- wird nicht funktionieren, da ich Fremden auf der Straße immer sage, "ich heiße Schmidt, sie müssen mich verwechseln."
- Ja, kanns ne Menge Asche mit machen.
- Ja, aber bleib elegant, sonst begibst du dich auf das Niveau anderer Kleinkrämer.
- Ich wollte schon immer mal die schöne Nina in Stockholm besuchen.

Kurzum: Dieses Blog ist als Langzeitexperiment zu sehen. Ich kann meine Forschungsarbeit nicht einfach aufgeben. Würde kein ernsthafter Wissenschaftler tun.

PS: mein nächster Aufsatz soll von der Bloggosphäre als gesamtem, schützenswertem Gedankenraum handeln und die Hintergründe der Wechselwirkung zwischen Bloggern, Kommentierenden und Lesenden behandeln. (hehe, vielleicht eine weitere Fehlgeburt, die ich in den Privateinträgen versenke, denn das Thema ist kompliziert).

Reduktion der Möglichkeiten

Die Amarok von Mike Oldfield liebe ich deswegen so sehr, weil das gut einstündige Musikstück so klingt wie ein Mann, der sich über eine Kiste Bier her macht: brachiale Einsätze, als würde man mit einer Bauschippe eine Bierflasche öffnen,

wechseln mit harmonischen Passagen, die sich anfühlen, als rinne gut gekühlte Gerstenflüssigkeit sanft durch die eigene Kehle.

Da!

Nach all den Jahren bin ich bereit, das Weblog als eigenständiges Buch zu betrachten. Keine Ahnung, ob es für den Langzeitleser einen Nährwert bildet, ob man einen roten Faden erkennt, ob es den Langzeitleser überhaupt gibt. Ich sitze im Atelier, wo sich die Reggaerockers mit schwarzem Stoff eine Höhle eingerichtet haben, um etwa einmal die Woche zu üben für ihre vielfältigen Auftritte. Die Reggaerockers sind in den letzten Tagen ein bisschen bekannter geworden, weil Leadsänger O. kürzlich in dem TV-Spektakel Schlag den R. aufgetreten ist und leider verloren hat. Zum Glück, muss ich sagen, sonst hätte er vielleicht meinen Eltern ein unausschlagbares Angebot gemacht und das einsame Gehöft mitsamt Proberaum und Irgendlink gekauft. "Dein Arsch gehört mir," hätte O. grinsend gesagt und fürderhin fänden auf der jetzt so friedlichen Südterrasse unkontrollierte alkoholische Exzesse statt. Wie dies in Rockmusikerkreisen so üblich ist. Ich starre aus den riesigen Fenstern des Proberaums. Die Nacht hat seichte Helligkeit erlangt. Es ist kühl. Ich habe mir eine Wolldecke um den Bauch gebunden und ein paar Jacken übergestreift. Der Mond steht in scharfer Sichel. Von Wolken keine Spur.

Allmögliche Gedanken um die Zukunft. Vermögensberater J. rückt mir auf die Pelle, will einen Termin, um mir etwas zu verkaufen, schließlich bin ich, im Gegensatz zum letzten Jahr, als er mich selbständigen Hungerleider besuchte, nun ein

betuchter Arbeitnehmer, dem es sich lohnt, Beratung angedeihen zu lassen. Ich sollte ein bisschen Andreas Altmanns "Sucht nach Leben" lesen, bevor ich mich mit ihm treffe. Um mich zu immunisieren. (Ja, ich habe es gekauft, liebe Sonia, es ist großartig).

So jongliere ich, im Atelier sitzend, mit allen Gedanken und Plänen und Ideen, die mich die letzten Tage beschäftigten:

- wie geht es weiter mit der Arbeit
- wenn es endet, wirst du pilgern? Ja.
- Versprochen? Sicher.
- was danach!
- und die Liebe? Gewisse Möglichkeiten, widerspricht dem Pilgern leider
- werde wortbrüchig
- bleib dir treu
- Wortbruch schließt Treue nicht aus

Mein Blick fällt auf ein Messieeck, das die Reggaerockers in einer Ecke des Proberaums eingerichtet haben. Rocker sind immer unordentlich und sie räumen nur dann auf, wenn das Fernsehen vorbei kommt oder sonstige Presse.

Überquellender Bierkasten, drapiert mit leeren Flaschen Sprudel und Mixgetränken, im Mülleimer Red Bull. Dass die auch nie lernen, dass auf den kleinen Red Bull Dosen 25 Cent Pfand sind. Ich fummle alle Red Bull Dosen aus dem Müll und entdecke drei volle Flaschen Bier. Die wollten sie vor mir verstecken. Die kennen mich. Nehme die Flaschen an mich. Damit machste dir jetzt einen schönen Abend. An Schägigkeit ist dieser Mister Europenner manchmal nicht zu überbieten.

Folge weiter den Gedanken: letztlich zählt doch nur noch das Schreiben. Nach dem heißen Jahr in der Lohnsteuerklasseins-Hölle, kannst du doch als Künstler nirgendwo mehr landen. Du kannst bestenfalls noch so eine Art Bukowski-Typ im Weblog-Format werden. Weniger Sex, leider, und andere Themen, als der große Kalifornier. Aber abgefickt genug bist du, um solch ein Leben zu führen.

Zu guter Letzt kommt mir in den Sinn, dass ich schon seit zwanzig Jahren auf eine finale Frage hoffe, einen Scheidepunkt im Leben, an dem es auf die Auswahl zwischen den Möglichkeiten nur noch eine einzige Antwort gibt, weil es nur noch eine Möglichkeit gibt.

Das Perfide im Leben ist, dass man immer verschiedene Wahlmöglichkeiten hat und sich für Eines entscheiden muss. Dass man die anderen Möglichkeiten direkt ausschließt, wenn man sich entschieden hat. Schrecklicher Verzicht. Sei es nur, dass man grundsätzlich zwei oder mehr Frauen sympathisch findet, mit denen man sich einlassen würde. Sobald man sich für Eine entscheidet, entscheidet man sich gegen die Anderen. Klar. Wäre ich Bukowski, hätte ich das Problem nicht. Oder dass man sich, sobald man sich für den sicheren Job in diesen Krisentagen entscheidet, gegen das Pilgern entscheidet. Und so weiter und so fort.

Seit zwanzig Jahren träume ich davon, dass die Frage kommt, die nur eine Antwort zulässt und die Antwort lautet:

Schreib!

Ein Hohelied auf die Bloggosphäre

Der Wind rauscht in den Pappeln an der Südgrenze des einsamen Gehölfs und ich frage mich, was hat das mit der Erklärung der Bloggosphäre zu tun, den du ein paar Artikel zuvor prophetisch angekündigt hast?

Alles.

Denn Bloggosphäre heißt vor allem Bloggen und sich um den Rest nicht allzu viel scheren. Fahr dein Ding und schreibe das, was du schreiben musst. Lies notdürftig Korrektur und drücke den Knopf *Veröffentlichen*. Mehr ist Bloggen eigentlich nicht. “A Man must do what a Man must do – ein Mensch muss tun, was er tun muss.”

Wir Blogger sind denkende, schreibende, mitteilende Wesen, die meist absichtslos, ihre Botschaften in die Welt tragen auf diesem einfachen, kostenlosen Medium, das im Prinzip jedem, der sich ein wenig damit beschäftigt, offen steht. Wir sind die Speerspitze der modernen Demokratie, die Avantgarde der informierten Gesellschaft. Deshalb sollten wir uns aus dem Schatten, der uns von bösen Zungen immer wieder geworfen wird, bloggen sei nichtssagend, unausgereift, wertlos, eine Farce und überhaupt: “Was haben diese unaufgefordert publizierenden Hobbyschreiber im Web zu suchen”, endlich lösen.

Auf ein neues Selbstbewusstsein.

Es ist egal, ob du über den Sinn des Lebens bloggst, über Katzen, das Stricken oder dein kleines, niemanden scheinbar

etwas angehendes Leben schwafelst. Dennoch hat es einen Wert im vielstimmigen Chor der Demokratie. Denn hier darf falsch gesungen werden und jede Stimme zählt, egal wie sie klingt. Eigentlich ziemlich ähnlich wie die geniale Col-Art des Schweizer Künstlers Marc Kuhn, der seit 1968 mit gemeinsamen Malaktionen aufmerksam macht auf das große, Unauslöschliche, was die menschliche Gesellschaft so unerschütterlich, so überlebensfähig, so brillant, so bunt macht.

Die Bloggosphäre ist sicher das Beste, was der menschlichen Gesellschaft jemals gewachsen ist. Niemand hat sie gewollt. Niemand konnte sie sich vorstellen. Niemand hat sie geplant. Sie ist per Mutation im Internet binnen zehn, fünfzehn Jahren gewachsen und wir alle haben dazu beigetragen.

Was macht das Bloggen aus?

- Jeder kann es tun, wenn er möchte
- freie Themenwahl, bei der sich innige Kreise von Gleichgesinnten wie von selbst entwickeln. Da können die (z. B.) Stricker noch so sehr über die Sinnblogger lästern, ein jeder hat in seiner Sphäre, seiner Blase aus Gleichgesinnten, ein Forum
- was wir einzig nicht tun dürfen: denen, die uns nichts sagen, die uns nicht inspirieren, das Lebensrecht absprechen. Im Web ist genug Platz für alle.
- du profitierst, sobald du deinen ersten Blogbeitrag schreibst, weil unmittelbar (theoretisch) jeder ihn lesen kann und sich deiner Kommentarfunktion bedienen kann, um mit dir in Kontakt zu treten, dich zu bestätigen, dir Tipps zu geben.

Das Phänomen Weblog ist, wegen der vielen Laien, die daran teilnehmen dürfen, leider verschrien als literarisch hobbyistische Zeiterscheinung, die sich nicht allzu lange halten wird. (Auch ich, der ich lange schreiben geübt habe und mich mit Wortgebrauch leidlich auskenne, sehe mich noch immer als Laie). Und finde es gemein, einem Menschen gegenüber, der einzig wegen des Mangels an Übung nicht so gut in der Lage ist, Gedanken oder Gefühle auszudrücken, sein natürliches Recht, sich trotzdem zu äußern, abzusprechen.

Es war schon immer ein Zeichen von Größe, anderen zuhören zu können, auch wenn sie nicht den ach-so-heiligen-mühsam-erarbeiteten-Verhaltenskodex beherrschen, den man sich selbst im Laufe seines Lebens erarbeitet hat.

Ja. Vielleicht hätte ich höchstpersönlich während der Französischen Revolution den Schalthebel der Guillotine betätigt, um die Körper uneinsichtiger Adelige, die sich etwas darauf einbilden, dass sie mit Messer und Gabel essen können, vom Kopf zu trennen. Nichts ist schlimmer, als Arroganz.

Weil es nicht richtig ist, geradezu rassistisch, andere Menschen mit ähnlichem Potenzial wie man selbst, als schlechtere Menschen abzutun und sie auch so zu behandeln.

Ich schweife ab.

Aber so ähnlich wird die Bloggosphäre diskutiert. Die angeblich Besseren erheben sich über die vermeintlich Schlechteren, nur um zu bestimmen, ich bin gut und du bist

schlecht, ich habe das Recht hier zu sein und du nicht. Was für ein Quatsch.

Noch schlimmer sind die Literaten, die die Blogosphäre argwöhnisch belächeln. Irgendwann werden auch ihre Köpfe rollen.

Nun gerät dieser Artikel zu einer Hommage an die Demokratie, wenn nicht gar an die Anarchie.

Dabei unternehme ich doch nur den Versuch, so etwas Unerklärliches, wie die Blogosphäre zu erklären.

Rein technisch wäre die Sache ja auch ganz einfach:

Es gibt Blogger, die schreiben über verschiedenste Themen und bauen in ihren Blogs ein lineares Buch, welches man in der Regel vom neuesten bis zum ältesten Beitrag frei und umsonst lesen kann. Daneben gibt es Blogleser, die sich mehr oder weniger für die Blogs und ihre Themen interessieren, darin stöbern, sich inspirieren lassen. Oft sind Blogger auch Blogleser. In den Kommentarsträngen der einzelnen Artikel ergänzen die Leser die jeweiligen Artikel, was den Blogs eine gewisse Dreidimensionalität verleiht. Das große Potenzial der Weblogs ist sicher die Möglichkeit, Links zu setzen, zu vernetzen, Unvorhergesehenes einzubauen.

Ich darf an dieser Stelle verraten, dass dieser Artikel nie geschrieben worden wäre, wenn nicht StrichundStrich (siehe Linkliste rechts) in einem Kommentar zu dem Artikel [Irgendlink wider die Blogvernichtung](#) dazu animiert hätte.

Eines der Geheimnisse der Magnifikanz von Weblogs ist die Rückkopplung, die sich zwischen Leser und Schreiber direkt einstellt.

Ein Hohelied auf das Medium Weblog, zweifellos, hey, und das ist doch auch der Titel dieses Aufsatzes. So soll es sein - und dies ist ein weiterer Blick hinter die Kulissen: Artikel entstehen spontan, unvermittelt und gelangen beinahe ungefiltert ins Netz. ganz wie im richtigen Leben.

Was ist mit den Pappeln? Ach ja, glatt vergessen: 20 Meter hohe Dinger, die gerade im besten Frühling ever spriesen; und das ist ja der eigentliche Sinn dieses Weblogs, über das Wetter zu schreiben und dass es gut ist, immer gut war, und auf alle Zeit gut werden wird, denn das ist mein geheimes Wettertagebuch, liebe Gäste: Sehet die Blogger, sie stricken nicht, sie suchen nicht nach dem Sinn, sie fabulieren einzig über das Wetter und Blogg ernährt sie doch 😊

Die böse Stimme aus dem Off

“Herr Irgendlink, haben sie noch irgendwas von Wert für ihre Leser?”

Diese bohrende Stimme aus dem Off.

“Öhmm,” druckse ich herum, “nuja, liege auf der Südterrasse und schaue den Wolken beim Quellen zu. Mann, geht’s da ab! Haushohe Dinger, die sich wie unheimliche Monster zum Zu-Tode-fürchten über dich beugen und von Norden oder

Osten wälzt Donner über das Land. Au warte. Mir kann das alles nix anhaben, weil ja Blitzableiter auf dem alten Scheunendach sind und ich, wenn es so richtig kracht, mich im alten Silo verkrieche, welcher ringsum mit Stahlbeton versiegelt ist, der perfekte Faraday'sche Käfig.“

“Tatata, nu mal langsam,“ befiehlt die Stimme aus dem Off, “nicht so euphorisch, nicht so privat, und hör' endlich auf über das Wetter zu labern. Gib denen mal wieder etwas von gesellschaftlicher Relevanz. Seit drei Tagen herrscht Schweigen in diesem Blog. Sag' mal was über den Sinn des Lebens oder über die Art und Weise, wie man sich selbst freischaufelt, um sich für immer wohl zu fühlen.“

“Öhmmm??“

“Na, die Sache mit dem Sterben und dass Menschen ab 40, so wie du, nix mehr taugen, weil sie sich selbst überlebt haben, weil sie eigentlich schon längst tot sein müssten und weil ihnen das, insbesondere dir selbst, eine Menge Schmerzen ersparen würde.“

“Ach daaas. War doch nur komisches Gedenke. Hab ich mal eben aus dem Kopf gekramt, als Idee, um sie zu prüfen, zu verwerfen, mich in den Liegestuhl zurück zu lehnen, tief einzuatmen, den wuchtigen Wolken beim Quellen zu zuschauen. Mann, sind das Dinger, ich finde ...“

“Nu lenke nicht ab, wir sind doch hier nicht im Wetterblog ...“

“Bääh, böse Stimme aus dem Off, sei endlich still,” platzt mir da der Kragen, “wir sind in der Art Blog, die ich gerade daraus forme, und wenn es in diesem Artikel über das Wetter - Mann, was für geile Gewitterwolken - geht und böse Stimmen aus dem Off, die einem zu tiefgründigen Geschwafel verleiten wollen, dann ist dies heute und jetzt ein Wetter- und Böse-Stimmen-aus-dem-Off-Weblog. Schließlich bin ich derjenige, der das alles auch noch aufschreiben muss, also lass mich. Basta.”

Da schweigt endlich diese Stimme. Ich prüfe das lederne Notizbuch auf neue, tiefgründige Einträge. Vielleicht kann ich der Stimme doch noch gerecht werden; Fehlanzeige, der letzte Beitrag vor einer Woche, kaum leserlich, gibt nicht viel her. Durchforste mein Hirn. Stille. Nichts.

Bleibt mir nur eins, ich muss über diese unglaublich quellenden Riesenwolken schreiben und wie Vögel mit roten Federn am Hals darunter fliegen, sowie die Sehnsucht der Katze, endlich fliegen zu können und den fetten Maikäfer und blaaa-blabla-blaaa ...

Langzeitexperiment Leben

Vielleicht ist der Punkt nun erreicht, an dem die einzige Antwort auf alle Fragen lautet: Schreib'!?

Mit mulmigem Gefühl sehe ich die nächsten Wochen. Keine Chance auf Pilgerschaft. Je unmöglicher etwas wird, desto größer baut es sich in deinem Kopf auf, stellt unerfüllbare

Forderungen, zermahlt dich zwischen Wirklichkeit und Wahn. Die Rückenschmerzen sind fast vergangen. Der Physiotherapeut hat beste Arbeit geleistet. In nur zwei kurzen halben Stunden hat er das, über Monate verschobene Skelett wieder begradigt und mir zwei Tipps mit auf den Weg gegeben: So viel Rückengymnastik wie Zähne putzen sollst du tun. Und: schürfe an den unsichtbaren Fundamenten des Eisbergs, der dich quält.

Wohl komme ich deshalb zu dem verrückten Schluss, ich muss, parallel zu allem, was da in den nächsten Wochen auf mich zu rollt beginnen, für Geld zu schreiben, die Dateileichen der Schriftstücke, die im Computer lagern wieder ausgraben, jeden Tag ein paar Zeilen leisten – beinahe ist das wie tägliche Rückengymnastik und wie Zähne putzen, nur eben auf der materiellen Ebene – am Ende wirst du ein Buch geschrieben haben, das du für Geld feilbieten kannst. Unter anderem Namen natürlich.

Ich werde mich T. Braven nennen oder Neureas Neumann oder Keck Jarouac oder Knildegri Schneider.

Mal sehen.

Der Tag verging mit der Jagd nach dem letzten Hemd. Das hatte nämlich noch gefehlt für die schicke Garderobe: T. empfahl ein knitterfreies feinseidenes Stöffchen für weniger als 50 Euro, das, sobald man es etwa aus einer Fahrradpacktasche hervorkramt, sich aufbläst und von selbst glättet. Farbe: Gelb oder Blau – ich entschied mich für Schwarz.

Ein Blick in den Terminkalender zeigt eine unglaubliche Splatterszene zerhackter Zeit, in der kaum ein Tag ohne etwas Fixes vergeht. Ärzte, Ämter und Anwälte sind die Herren meines Lebens.

Das hat mich schon immer fasziniert: Dass es gar nicht so leicht ist, in diesem westlich zivilisierten Leben sich mal ein paar Tage frei zu machen, eine Woche unformatierter, leerer Zeit herauszuschinden, in der kein einziger Termin drängt. Schaut nur mal euren Kalender an. Jede Wette, dass auch bei Euch selten eine ganze Woche zu finden ist, in der nichts wichtig ist. Arzttermin hier, Geburtstag dort, Party bei Freunden, sowie die vielen Dorf- und Stadtfeste, die schon im Frühsommer das Jahr zerschneiden.

Natürlich: die meisten Termine lassen sich absagen oder verschieben, aber dennoch: im Kopf wirken sie wie Kaskaden in einem ansonsten ruhigen Fluss.

Vielleicht würde ich das alles nicht so dramatisch finden, wenn ich wie jeder normale Mensch schon in jungen Jahren die Lohnsteuerklasse-Eins-Hölle als meine Heimat betrachtet hätte. Aber ich war nunmal bis vor Kurzem weit außen vor und es gab für mich kaum Unabdingbarkeiten, die einer freien Zeiteinteilung entgegen gestanden hätten. Vielleicht würde ich mich jetzt wohler fühlen, weil mir die Schlachtung der Zeit, wie jedem Menschen, zur Gewohnheit geworden wäre und ich nicht wüsste, wie es anders laufen kann im Leben: wie man ein Hallodri wird, wie man in den Himmel starrt stundenlang und die Zeit voll und ganz vergisst und sich in den Weltraum träumt und sich ganz klein, aber von Winden verwehbar vorkommt. Hätte ich solche Gefühle

auch erlebt, wenn ich mit 17 Automechaniker geworden wäre und seither bei einem Autokonzern in einer großen Produktionshalle arbeiten würde? Das Leben ist ein Langzeitexperiment. Man kann leider keine zwei Leben leben, um den direkten Vergleich – wie sich das anfühlt, so oder so zu leben – zu erfahren.

Deshalb kann ich auch nicht darüber berichten, was besser ist: ein Künstlerleben mit materiellen Entbehrungen führen, oder ein Arbeiterleben mit wohliger Sicherheit und kleinen Träumen. In der Regel machen es sich die Menschen ja einfach und sagen, mein Leben ist das Richtige und das was ich tue, müsste jeder tun und die die anders sind, die kann ich bestenfalls tolerieren aber gutheißen, was sie tun, das werde ich nicht.

Es ist auch sehr gefährlich, sich vorzustellen zu versuchen, wie das eigene Leben verlaufen wäre, wenn man damals dies, statt jenes getan hätte und wenn man an dieser Stelle so entschieden hätte und nicht so. Das bringt große Schmerzen, kann ich versichern.

Nun ist es mir obendrein nicht mehr möglich, einen genauen Einblick zu geben, wie es sich anfühlen würde, wenn ich weiterhin Künstler geblieben wäre. Ich habe das Langzeitexperiment Leben nach den derzeit vernünftigen Parametern ausgerichtet und kann fürderhin nur noch darüber Auskunft geben, wie es sich anfühlt, wenn man 20 Jahre lang freischaffend war und dann auf den Weg des Lohnerwerbs gewechselt ist.

Alles

Gut, dass ich das lederne Notizbuch habe. Darin rette ich die Struktur von Ideen. Es ist, als wäre ich ein junger Alexander von Humboldt auf der Suche nach fremden Pflanzen, nach Saatgut, nach südamerikanischen Mumien, die ich in leichenschänderischer Schamlosigkeit auf Eseln durch die Anden trage. Jawoll. Mein Notizbuch beinhaltet all das Fremde, das ich der Welt in Form von Worten nahe bringen möchte. Jedes Wort ein Samenkorn, jeder verkrüppelte Satz eine fremde Pflanze. Und dabei reise ich nicht in die ferne, unbekannte Welt, sondern forsche inmitten des ach-so-bekannt scheinenden Alltags. Aber was ist wirklich gewöhnlich? Wir alle glauben, der Alltag und die Gesellschaft, die wir täglich vor Augen haben, ist bis zur Gänze erforscht.

Papperlapapp.

In den Nischen zwischen dem Gewohnten lauert so viel Neues, so viel Abstraktes, Abstruses, nicht Hinterfragtes, dass Leute wie ich (und wie andere Blogger) es einfach erforschen, notieren, bekannt machen müssen.

Natürlich wende ich in meinem Online-Textwerk eine harsche Technik an, verschiebe die Schablonen des Lebens, suche nach Kongruenz, nach Ähnlichkeit, nach Mustern, nach sich Wiederholendem und bin manchmal bass erstaunt, was daraus gelingen kann.

Ein Hoch auf mein ledernes Notizbuch. Ex-Freundin Kokolores fragte neulich: "Was steht da drin?" Ich sagte: "Alles."

Seither sage ich immer bedeutungsschwanger "Alles", wenn jemand nach dem Buch fragt. Die tolle T. fragte und ein fremder im Zug und die beiden Mädchen heute Morgen, denen ich im Zug gegenüber saß. Ich notierte gerade eine Passage über den Werdegang der Menschheit, in der ich skizzenhaft die Theorie äußerte, dass Kriege mehr und mehr verinnerlicht werden, sich also nicht mehr zwischen den Völkern ereignen, sondern im einzelnen Menschen stattfinden. Dass aus chaotischen Sippenstrukturen Feudalherrschaft wachsen musste und dass die Feudalgesellschaft unweigerlich die Demokratie gebären musste und die junge Demokratie diktatorische Megastaaten hervorbringen konnte, weswegen es zu Kriegen kommen musste. Da aber heute konsumatorische Verhältnisse herrschen und Konflikte über das Wirtschaftsleben gelöst werden können, gibt es bald keine Kriege mehr und der letzte Schritt der Menschwerdung ist, den Krieg in sich selbst anzuzetteln, innerlich zu verzweifeln, krank zu werden, in Scheinwelten zu flüchten – letzten Endes fällt die Entscheidung, wie es mit der Menschheit weitergeht beim Psychiater und nicht auf dem Schlachtfeld, konkludierte ich.

All das kritzelte ich ins lederne Notizbuch. Nur wenige Worte, die ich später mal ausformulieren würde. (Nun sind es ja auch nur ein paar Worte, aber ein paar mehr, als im Notizbuch). Die Mädchen gegenüber im Zug zeichneten sich deutlich vor verschwimmender Landschaft ab. Wir saßen im

Fahrradabteil und starteten queren Blickes aus dem Fenster.
Jetzt ein Fotoapparat!

“Was schreiben sie?” fragte eine. “Alles”, antwortete ich wie gewohnt und grinste.

Männlein-Meeting

Das ist nicht richtig. Das läuft total quer. Du darfst es nicht zulassen. Die Welt ist korrupt. Wir treiben im Strudel des Konsums. Stechender Schweißgeruch nach 20 Uhr in diesem riesigen Supermarkt mitten in der Stadt. Alle Kassen sind besetzt und die Angestellten mit den gelben Hemden – bei aller Liebe zu Lebensmitteln – sehen gar verdrossen aus. Wenn man allen Schmerz, den die Belegschaft in dieser Sekunde empfindet, Verspannung, Sorgen, Kopfwahl, Stress, Unmut und Ärger auf einen einzigen Körper projizieren würde, so würde dieses Wesen auf der Stelle sterben. Mehr noch, es wäre auf der Stelle nie geboren worden, so groß ist das Leid im Monstermarkt kurz nach acht. Ich brauche Puddingpulver und Grillzeug. Aber wie ich so durch den Markt laufe und mir die Hektik betrachte, die langen Schlangen an den Kassen, die genervten Väter mit den genervteren Müttern und den verdrossenen Kindern, glaube ich plötzlich “Nichts brauchst du, du willst”.

Vor der Tür begegnete mir ein verschwitzter Radler mit mörderisch Gepäck, keine Ahnung, wie lange er schon unterwegs war, woher er kam, wohin er wollte. Meinen Gruß ignorierte er. Der Himmel sah nach Gewitter aus und

ein Auto mit Sonderlackierung und Spoilern brauste auf den Parkplatz. Der Auspuff röhnte und aus dem Fenster schallte HipHop. "Männlein", rief ich ins offene Fenster und flüchtete in den Laden. Männlein nenne ich diese Typen mit dem künstlich aufgemotzten Superschwanz namens Auto.

An der Kasse spürte ich für den Moment rein telekinetisch den verspannten Rücken der Kassiererin. Ich weiß etwas von Rücken. Wie sie hektisch tippte und Kunde um Kunde durchnudelte bis ich an der Reihe war. Ein kurzer Moment Ruhe genügt oft, um Verspannungen zu lösen. Es ist wie wenn man einen Weg in eine Richtung geht unter Qualen und verzweifelt versucht, anzukommen, je eher desto besser, aber an diesen Kassen arbeitend kann man nie ankommen. Man kann sich abends müde in den Schmutz der imaginären Straße legen, um frühmorgens an den Arbeitsplatz zurück zu kehren. Ich glaube, es war mein seltsamer Gruß, der die Kassiererin für einen Moment aus der Hektik befreite. Es war ein interessierter, mitfühlender Gruß, kein dahingerotzter Pflichtgruß, wie wir es schon beinahe instinktiv tun. Sie lächelte dankbar und sie kassierte ein bisschen langsamer, hatte ich den Eindruck. Weiß nicht, ob ich ihr helfen konnte.

Wir sind einfach auf dem falschen Weg, wir Menschen. Ich erinnere mich noch an die Zeiten, als die Läden um 18 Uhr schlossen, als mittwochs nachmittags grundsätzlich geschlossen war und man montags keinen Friseur auftreiben konnte. Was ist aus uns geworden? Eine Horde hektisch hetzender Marathonläufer, die eher sterben würden, als langsamer ins Ziel zu laufen ... ahahaha, Ziel, was hab ich gesagt, Ziel gibt es doch gar nicht. So: wozu die Hektik, warum die Schrauben so unbarmherzig anziehen?

Wieder draußen auf dem Parkplatz, hatten sich zu Männlein zwei weitere Männleins gesellt und an der Motorhaube eines aufgemotzten Polo lehnte eine dick geschminkte Schönpuppe mit Ohrringen so groß wie Radkappen. Na das kann ja ein suuper spannender Abend werden, dachte ich, ab durch die Nacht, laute Disco, Mixgetränke, Zungenküsse, Petting ...

Unbedingt Sonderlackierung ans Fahrrad.

Bergmassiv der Akten

“Weißt du, Junge, eigentlich müsstest du jetzt mal sechs Tage und Nächte am Stück schreiben”, sagt meine innere Stimme.

“Hum?”

“Jaha, Geschichten schreiben. Hast so viel erlebt. Fetziges Wochen, in denen du dich unters Deckmäntelchen der Larmoyanz ducktest. War schön dunkel, da unter der imaginären Decke, unter der dich niemand sieht, oder? Weinerliche Memme.”

“Ömm?”

“Nun sei nich so wortkarg”, spricht harsch die innere Stimme, “Liebling, wie war dein Tag? Gibs zu: aufregend.”

“Mhm, aufregend.”

“Spaß gehabt?”

“Nuja.”

“Mensch, lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen, deine Blogleser wollen wissen, wie es weiter geht im Amt ohne Wiederkehr.”

“Tja”, seufze ich, “die Geschichte ist einfach viel zu komplex. Weiß nicht, wo ich beginnen soll. Vielleicht mit dem Mount Everest der Akten?”

“Jajaja, beginne damit, ist zwar nicht das Größte, aber sehr plakativ.”

Diese verflixte innere Stimme treibt mich noch in den Wahnsinn. Ständig fordert sie, ich solle Geschichten erzählen, Dinge aufschreiben, der Nachwelt oder der Blogwelt etwas hinterlassen.

“Na gut”, sag ich, “aber nur den Mount Everest der Akten, hier und jetzt, ist ja schnell erzählt. Dann darf ich mich aber hinlegen, oder?”

“Ta ta ta”, gebietet die innere Stimme, “erzähl erstmal und mache es gut, Junge, schön langsam und der Reihe nach.”

“Boa, Mann”, fauche ich genervt, “.?!%\$!..”

“Na?” Die innere Stimme pocht auf die Uhr, “je eher du anfängst, desto eher kommst du ins Bett.”

“Okay, das mit der Almwiese der Akten, das war so”, formuliere ich die Geschichte vom Mount Everest der Akten

(um die innere Stimme zu ärgern sag ich aber Almwiese), “ich habe die letzten Wochen im Amt ne ganze Weile Akten sortiert. Ordnerweise und hab irgendwann ausgerechnet, wie hoch der Stapel ist, den ich täglich durchwälze. Ist nicht gerade 8848 Meter hoch, aber der Dramaturgie wegen hab ich mir ausgedacht, die Geschichte *Himalaya der Akten* oder *Todeszone der Verwaltung* oder *Wasserloses Land der Bürokratie* zu nennen; waren eigentlich nur 15 Meter, die ich durchwühlt habe.”

“Ei du Trottel, jetzt hastes versaut. So kann man doch keine Geschichte erzählen”, die innere Stimme kocht vor Wut, näselst und äfft mich nach, “chab isch akten sortiert und warn chenau chünftschehn Metter”, und sie grinst mit schaumigem Mund, “daraus hättste so ne tolle Geschichte basteln können, über die sich alle total schepp lachen, aber nee, wie üblich packt Monieur Superliteratenhanswurst Irgendlink Pointe und Fakten in einen kurzen Satz. Ich könnt kotzen. Das könntste auch in der Überschrift alles bringen, brauchst gar keinen Blogartikel mehr zurecht schustern. Suuupertitel: *Heititei 15 Meter Akten, boa.*”

“Nu hör aber mal auf, du Blödmann, sag ich zur inneren Stimme”, ich hab extra für diesen Artikel dich, die Innere Stimme erfunden, damits ein bisschen lockerer wird, damit ich das wenige Nichts einer guten, na sagen wir, wenigstens witzigen Idee halbwegs schön in diesen Artikel packen kann. Du würdest doch überhaupt nicht leben, wenn ich mir dich nicht um 18:45 ausgedacht hätte.”

Der hab ichs aber gegeben, der inneren Stimme. Und nu hau ich mich hin.

- boa, stellt Euch das mal vor, was man als Aktenfuzzie tatsächlich im Laufe des Lebens durcharbeitet, wenn man alle Ordner zusammen rechnet –

Von Anerkennung, Homosexualität und 15 Touristikstudentinnen

Weit vor der Grenze bleibe ich stehen. Das wurde mir heute bei der Lungenärztin bewusst. Belastungstest auf dem Fahrrad. Sie trietzte mich, spornte mich an, musst in den anaeroben Bereich kommen. Irgendwie schien das wichtig für die Messung. Aber bei 240 Watt gab ich auf. Auf dem Bild endete die Kurve unter dem anaeroben Dings, von dem ich nichtmal weiß, was es ist. Ein Puls von 180 sei für einen Kerl wie mich nicht schädlich, sagte die Doktorin – aber nein, Monsieur Irgendlink hat irgendwann schwer schnaufend einfach aufgehört. Vielleicht ist das einer meiner großen Fehler: zu früh aufhören?

Andererseits kultiviere ich die Faulheit ganz gerne. Nichts gegen einen gestandenen Berg, den es zu erklimmen gilt, aber bitteschön wehtun soll es nicht.

Früher aufgeben als Andere hat sich aber schon immer gelohnt. Sei es nur, dass ich beim großen Oku-Konzert vorgestern noch während des Feuerwerks die Hühner sattelte. Ein schönes, entspanntes Abrollen vom Parkplatz ohne Stau und ohne Konflikte.

Dies ist ein Hieb in die Kerbe, an der ich seit einigen Wochen arbeite. Rein gedanklich. Es geht um das Thema Anerkennung und was wir bereit sind, alles dafür zu tun: Lügen, dummschwätzen, großtuten (wie Journalist F. so schön formuliert hat), anderen nach dem Mund reden, neben dem Chef auf der Kirchenbank knien und beten, in eine Partei eintreten, den coolen Macho raushängen lassen, stets zimmernd am Fachwerk des eigenen kleinen Selbstbildes, das doch bitteschön eins zu eins auch den Mitmenschen zu vermitteln ist. Ein großes neues Auto kaufen und ein Motorrad dazu, sich mit diesen Gegenständen sehen lassen, hupen, falls niemand hinschaut, einen Spoiler ans Auto schrauben und die Karre sonderlackieren lassen, mit der Arbeit, die man tut angeben, ein Bild malen und behaupten, es sei Kunst, immer frisch rasiert, die Haare gefönt, parfümiert, Frauen Blumen schenken, einem Verein beitreten, Vorsitzender werden, Reden halten, überall wo eine Bühne ist raufklettern und was tolles machen, Beifall abwarten, später Groupies abgreifen, sie ficken, liegen lassen. Falls man schwächelt, Koks kaufen und einen Spiegel, 500-Euro-Schein durch den Kopierer jagen und das Zeug dann schnupfen. Allen heile Welt vorgaukeln, mit Frau und Kind angeben, beste Schulnoten, jawohl, das kann ich dir versichern und Klavier spielt es auch schon, das Ding, das Kind.

Die Anerkennung mit all ihren bunten Facetten ist Thema meiner Gedanken in den letzten Wochen. Völliger Overflow im Hirn, so dass ich nur noch denken konnte, aber nichts schreiben. Gleichzeitig jedoch handelte ich, analysierte mein Anerkennungsgebaren und versuchte mühsam Stein um Stein die Mauer der Repräsentanz, die mich umgibt abzutragen. Grundlage dieser Handlungsweise war ein Spruch, den ich

hier mal gebloggt habe und von dem ich nicht mehr weiß, wie er genau lautet, aber er besagt, dass es besser ist, gleich am Anfang sich zu versagen (nicht zu verwechseln mit dem Versagen ansich), sich zurückzunehmen an den Stellen im Leben, an denen man wie ein flehender Hund dem Rudel hinterher läuft, um einmal das Alphatier zu werden. Als Hund mag es vielleicht Sinn machen, sich abzurackern, aber als Mensch? Was hat man von Anerkennung? Nur Scherereien, einen ermüdenden Job, ein ekelerregendes Ehrenamt, zickige Ehepartner, verkorkste Kinder (ich stelle hier einen Extremfall dar, nicht alle Ehen sind unglücklich und es gibt wirklich großartige Kinder. Ich gehe aber davon aus, dass jeder Mensch der Verzückung der Anerkennung mehr oder weniger erliegt).

“Jetzt ist es endlich raus”, sagte ich zu Journalist F., “unser Lügengebäude stürzt zusammen wie ein Kartenhaus.” Wir hatten gerade ein Restaurant verlassen, gemeinsames Mittagessen, zwei Kolleginnen am Tisch gegenüber beäugten uns argwöhnisch, um – dessen waren Journalist F. und ich uns sicher – gleich nach der Mittagspause die Kunde in die Welt zu tragen, wir beide seien ein Paar. Haben wir es nicht schon immer gewusst!

Zwei Monate zuvor. Als ich den Vertrag unterzeichnet hatte für den Job im Amt ohne Wiederkehr, nahm mich Chef R. bei Seite: “Ich muss dir eine Frage stellen und es geht mich ja nichts an,” druckste er herum, “du musst die Frage auch nicht beantworten,” fügte er hinzu, “aber, ihr beiden (punktpunktpunkt), ähm, na du weißt schon (punktpunktpunkt).” Ich ließ ihn in der Kompliziertheit schmoren, bis es aus ihm heraus platzte: “Seid ihr ein Paar?”

Ich überlegte, ob ich die Wahrheit sagen soll, lügen oder schweigen.

Sicherlich ist es ein interessanter Aspekt, was jemand auf die Frage antwortet, ob er schwul ist. Wenn er nein sagt, könnte es bedeuten, dass er nicht schwul ist oder nicht weiß, dass er es insgeheim doch ist, oder es könnte bedeuten, dass er schwul ist und lügt. Wenn er Ja sagt, ist es eindeutig: er ist schwul. Wenn er nicht antwortet, so würde der knallharte Wissenschaftler sagen, er hat keine Antwort gegeben. Ab hier darf nicht mehr spekuliert werden. Jeder andere Mensch würde natürlich glauben (und Glauben verdichtet sich ja ruckzuck zu echtem unumstößlichen Wissen), jeder andere Mensch würde also wissen, dass der Befragte schwul ist, weil, wenn er es nicht wäre, hätte er ja nein gesagt.

Journalist F. amüsierte sich köstlich, als ich ihm das erzählte.

Zurück zur Anerkennung. Das Thema ist zwar eigentlich zu komplex, um es in einem einzigen Artikel auszubreiten, aber ich kann ja mal beginnen. Im Wesentlichen habe ich mich die letzten Wochen damit beschäftigt, Anerkennungsstories zu sammeln, sie im Kopf zu archivieren und ich habe mich selbst auch nicht ganz ausgeklammert. Die Kollegen im Amt sind ein guter Fundus, das Thema Anerkennung auszubreiten, aber auch die Typen am Bahnhof, die ich alltäglich sehe. Auffallend ist: wenn Menschen Anerkennung brauchen, werden sie manchmal unangenehm. Laut, vulgär, sie kleiden sich komisch, geben mit dem Motorrad ordentlich Gas an der Ampel oder drehen das Autoradio laut. Ich nenne solche Leute grundsätzlich Männlein, weil sie nie groß genug geworden sind, um hinter den Horizont eines Sechsjährigen

zu schauen. Sie sind Gefangene. Willige Opfer der
Werbewelt, die ihnen zeigt, wie sie sein müssen, um cool zu
sein. Meist sind die Männer diejenigen, die ihr Bedürfnis nach
Anerkennung lauthals nach außen kund tun. Aber im Zug auf
dem Weg zur Arbeit sind mir auch ein paar äußerst nervige
Mädchen begegnet.

Schnitt.

Chef R. schwärmte vor Wochen von seiner großen Rede im
Hörsaal vor 15 Touristikstudentinnen, eine
fünfundzwanzigjähriger als die Andere. Sie hätten an seinen
Lippen gehängt und die Vorlesung habe doppelt so lange
gedauert wie geplant.

Schnitt.

“Alder eih, ich sags dir, ich kauf mir einen Schlagring und
einen Schlagstock[...] das mit den Häusern, die da abgesackt
sind, Alder, das iss doch der Hammer, Alder.” 30 Alder
später gehen mir die beiden Typen dermaßen auf die
Nerven. Und der Zug hat Ultraverspätung. Alter. Aber laut
müssen wir reden, so dass alle auf dem Bahnsteig uns hören.
Hier ist die Bühne. Quatsch! Die Bühne bin ich – l’etat, c’est
moi, wusste schon Ludwig der Vierzehnte.

Schnitt.

Vier Gören frühmorgens im Zug, ich im Sitz hintendran. Sie
tun alles, um Aufmerksamkeit zu erregen: klappern mit dem
Mülleimer (ein nervtötendes, gar folteröses Geräusch),
kichern, vergewissern sich immer wieder, dass die Fahrgäste

sie auch bemerken, knatschen mit dem Kaugummi, sprühen Parfüm (billiges Parfüm), schauen irgendwann über die Lehne, grinsen. Ich hebe mein Handy, simuliere, dass ich sie fotografiere. "Der holt sich einen runter", sagt eine.

Schnitt.

Frau S. wäre gerne der ruhende Pol im Büro. Problematischer Weise ist ihr Büro ein Durchgangszimmer. Immer, wenn ich nach Draußen will, muss ich an ihr vorbei und sehe ihren Monitor. Entweder ist er leer, oder es läuft das Patience-Kartenspiel. Stets fühlt sie sich ertappt, wenn ich nach Draußen will. Ein Dilemma. Ich werde irgendwann das Büro ohne Wiederkehr im Amt ohne Wiederkehr nicht mehr verlassen. Aus purer Rücksicht.

Schnitt.

Irgendlink hackt diese Zeilen und will von Euch nur Eins: Anerkennung. Aber pronto.

PS: Ich frage mich gerade, ob die beiden Kolleginnen vom Tisch gegenüber vielleicht lesbisch sind?

Der Nachtrag ...

Ratschlag an die Mitbloggenden: wenn ein Artikel erst einmal kommentiert wurde, ist es umso schwerer, ihn noch einmal umzuschreiben. Hätte ich mit dem gestrigen Artikel gerne gemacht, aber die werten Kommentatoren, allen voran

AxeAge, haben durch geschickte Zitierung im Kommentar dieses Unterfangen zunichte gemacht (ich kann ja die zitierte Passage nicht im Artikel löschen).

Bleibt eigentlich nur noch Möglichkeit zwei, um Brisantes vergessen zu machen: durch nachhaltiges Bloggen den Artikel möglichst schnell nach Unten bringen, so dass normale Leser ihn erst gar nicht zu Gesicht bekommen.

Warum bin ich nur immer so nassforsch. Schnitt.

Die derzeitigen Kollegen sehen mein Bloggebaren sicher nicht so entspannt, wie die Ex-Kollegen (von denen ich ja nie gedacht hätte, dass sie mein kleines Geheimnis entdecken). Aber wie das so ist im Leben diesertage. Es gibt zwei Möglichkeiten, ein Geheimnis zu ergründen: Verrat und Suchmaschine. Der gute alte Verrat. Wer ein Geheimnis hüten will, darf es niemandem erzählen und er sollte auch alleine schlafen, damit er es nicht im Schlaf ausplaudert. Jedes Wort, das du in die Welt schickst, ist anfällig für Verrat.

Die Suchmaschine hingegen ist gnadenlos. Sie macht Dinge sichtbar, von denen man nie gedacht hätte, dass sie jemals sichtbar werden können. Basserstaunt, dass man in Kombination diverser Begriffe mit Irgendlinks echtem Namen auf diese Seite kommt. Ich mache Fehler. Kürzlich etwa habe ich den Namen der Stadt Z. ausgeschrieben. Und sicher steht mein echter Name im Titel eines der Bilder. Der Suchmaschine ist es scheißegal, ob sie die Information aus einem einfachen Absatz oder aus einem Bildnamen hat. Sie merkt sich mein Gesicht, sie weiß wo ich wohne, sie kennt meine Gewohnheiten. (Ich glaube, dass die Suchmaschine

Infos aus Bildtiteln höher bewertet, als aus einfachen Text-Absätzen).

Im Zeitalter der Suchmaschinenoptimierung, kann ich nur jedem investigativ tätigen Blogger, der nicht gleich enttarnt werden will, empfehlen eine SuchmaschinenDEoptimierung durchzuführen: alle Namen und Ortsnamen abkürzen, alles, was irgendwie eindeutig ist, vernebeln, umformen, unkenntlich machen.

Das hat auch etwas Gutes: wenn man mein Weblog mit der Eingabe des Suchbegriffs Stadt Z. finden würde, würde es einem nichts nützen, da es hier keine Infos über die Stadt Z. gibt. Ich bin noch immer etwas beklommen, dass viele Suchmaschinentreffer wegen des Begriffs "Hodentritt" gelandet werden. Dabei enthält das Blog doch gar keine Infos über Hodentritte. Schnitt.

Ich verquassele mich mal wieder, ist aber auch gut so, ich muss ja den Eintrag untendrunter in tiefere Sedimente bloggen.

Wohin die Reise führt

Nachmittags gerate ich in Hektik, wie das oft geschieht kurz vor der Reise. Schäbig vernachlässigt habe ich sämtliche Vorbereitungen. Nichts ist gepackt. Die Künstlerbude ist in einem abscheulichen Zustand. Einen leisen Anflug von Ordnung vermittelt jedoch die Kiste mit schmutzigem Geschirr, die ich schon vor ein paar Tagen gepackt habe. Da

ist kein Byte Speicherplatz mehr übrig und die Essensreste sind dermaßen verwittert, dass die Kiste aufgehört hat zu stinken. Überall liegen Klamotten. Auch das hat einen Vorteil: man sieht den Schmutz auf dem Boden nicht. Es ist an der Zeit, das Dreckloch endlich zu verlassen. In der Hoffnung, nach 14 Tagen auf Europas Straßen mit der nötigen Kraft zurück zu kehren, diesen abscheulichen Zustand zu ertragen. Ich habe lange gewartet, Prognosen zu stellen, wohin die Reise geht. Aus dem Fauxpas (mit Pauken und Trompeten angekündigte Reise durch Italien) vor über einem Jahr habe ich meine Lehre gezogen. Du sollst keine Zukunftsvisionen in die Öffentlichkeit schleudern, weil dir das gemeine Leben einen Strich durch die Rechnung machen kann. In der Tat zickte der marode Rücken Anfang der Woche wieder gehörig, so dass sich Journalist F. zu spitzbübischen Kommentaren verleiten ließ: "Das Schicksal will nicht, dass du das Land verlässt, das Schicksal braucht dich hier zu Hause." Und so weiter. Was mich ein bisschen bestürzte. Aber heute steht der Rücken wie eine Eins. Andere Dinge gehen hingegen schief. Mein Zeitplan ist völlig aus dem Ruder. Das Rad sollte fertig gepackt unten im Atelier stehen, damit ich mich um 14 Uhr morgen nur noch draufsetzen muss, und losradeln. Nichts ist gepackt. Die neue Packtasche passt nicht an den Lenker. Alle Akkus sind leer. Wo die Ladegeräte sind, weiß ich nicht. Geld habe ich noch nicht umgebucht und wo die vielen Schweizer Franken sind, die ich einmal besaß ist auch unklar.

Dass man sich mit solchen Kleingeistigkeiten herumärgert. Einst träumte ich in heißem Sommer, nackt das Haus zu verlassen und dem Rinnsal bis zum nächstgrößeren zu folgen, mich entlang des Bachlaufs durch die Stadt zu mogeln und

unter Steinen nach Maden zu suchen, falls ich hungrig bin. Weiter weiter weiter würde ich den Bächen bis zu Flüssen folgen und den Flüssen bis zum großen Strom, der sich irgendwann ins Meer ergießt. Linksrund dem Strand folgen, in der Gewissheit auf keiner Insel zu leben und so, das fabulierte ich in meiner Phantasie, könnte ich gut und gerne alle Orte, die auf diesem Planeten am Wasser liegen sehen. Splitternackt, reingewaschen durch die Kraft, die mir das freie Wandern in dieser Welt gibt.

Mit dem Computer bin ich in die Scheune umgezogen. Hellhöriges Teil, riesengroß, ein bisschen staubig. Hier ist man drinnen und draußen zugleich. Hört Wasser, das nach dem Platzregen am Morgen so langsam das Dach verlässt und in den Löchern der Dachrinnen lauthals zu Boden fällt.

Ich bin ungepackt, okay, aber der Geist der Freiheit lebt. Weiß noch nicht, wie ich morgen loskomme (nackt keinesfalls) und wann, aber im Prinzip ist alles ganz einfach. Ich muss mich nur aufs Rad setzen und losfahren.

Da dies der letzte Eintrag sein wird, den ich vor der Reise schreibe, hier eine kurze Beschreibung der Wegidee: Längs durch die Vogesen über die etwa 80 km lange Route des Cretes, welche die Franzosen einst anlegten, um das umstrittene Elsass besser beobachten zu können bis nach Belfort. Dort weiter nach Süden, eventuell Freund Marc in Biel/Bienne einen Besuch abstatten und mich dann ins perfekt organisierte Schweizer Fernradwegenetz einspeisen (auf der Route liegen Bern und der Gerzensee). Dann wirds hart: Alpen, eine fünfundzwanzigjähriger höher als die Andere. Nach der Aareroute links auf die Rhoneroute bis zur

Rheinroute und dann südlich abzweigen in die Graubündenroute. Danach kann eigentlich nur noch Italien folgen. Am liebsten sähe ich mich am Ende der Reise suchend im Labyrinth von Tscherms.

Wohin die Reise tatsächlich führt, weiß ich nicht.

Morgendliche Spruch: Das Leben ist kein Tackerhof.

Tipps fürs Bloggen

Wenn ich zurückblicke auf die Anfänge meines Schreiber-Daseins staune ich, dass mir das Schreiben mittlerweile ganz leicht von der Hand geht. Ich habe verdrängt, dass das nicht immer so war. Beschwerliche Zeiten liegen hinter mir. Die ersten handschriftlichen Notizen datieren auf Januar 1991. Ich hatte Frankreich und halb Spanien mit dem Rad durchquert, bis mich eine Grippe in Calpe nieder streckte. Nachdem ich mich erholt hatte, saß ich unter einem Orangenbaum an der Straße zum Stausee von Guadalest und kritzelte unbeholfen einige Sätze auf ein Blatt Papier. „Diese Reise musst du aufschreiben“, sagte ich mir. Sofort stellte ich fest, dass sechs Wochen auf den Straßen Europas sich nicht einfach so mal niederschreiben lassen. Obwohl die Erinnerung sehr wach war, gelang es mir nicht, auch nur einen einzigen Tag zu rekonstruieren. „Hättest du bloß abends immer ein paar Notizen gemacht“, redete ich mit mir selbst. Die Reise, auf der ich einen meiner besten Freunde, Leb aus Nürnberg, kennen lernte, verschwamm zu einem unheimlichen Klumpen gelebten Lebens. Und was haben wir für Abenteuer erlebt

zwischen Sete in Südfrankreich und der Costa Blanca; durchquerten mit den Fahrrädern Barcelona bei Nacht, Stoppover in einer Jugendherberge mit fußstinkenden Zimmerleuten auf der Walz. Ein Besuch der Sagrada Familia, diverse Neubauten, Bauruinen, alte Gehöfte, in denen wir übernachteten, Sturm und tagelanger Regen; zu dritt mit Fahrrädern beim Trampen mitgenommen worden (das soll uns mal jemand nachmachen) ... selbst jetzt, da ich dies notiere, schreibe ich mehr Worte in besserem Deutsch, als mir damals unter dem Orangenbaum gelungen sind.

Das war der Anfang meines Schreiber-Daseins. Seit 1995 habe ich auf Reisen immer ein Notizbuch dabei, skizziere die Welt wie ich sie vorfinde, denn man weiß ja nie. Ein einziges gutes Wort kann ein ganzes Kapitel auslösen. Eine einzige halbwegs plausibel erklärte Idee genügt, um sie später zu verwerten.

Ab 2001 habe ich mit der Bloggerei begonnen. Zunächst in selbst gestricktem HTML und eigenem Design ohne jegliche Blogsoftware und Datenbankunterstützung – was war das anstrengend und manchmal auch chaotisch, die Links durch das Buch händisch zu setzen. Ein zwei Jahre später ergatterte ich bei der aufkeimenden Plattform Myblog.de ein damals noch werbefreies Weblog – myblog.de/europenner lautete die Adresse – um schließlich auf WordPress umzusteigen.

Anfangs ist es mir sehr schwer gefallen, einen Artikel zu schreiben. Wo fängt man an, wie ordnet man seine Gedanken, wie strukturiert man einen Text, oh, und all die Tippfehler, die Unkenntnis der Kommaregeln.

Wie habe ich mich frei gemacht, dass ich heute so schreiben kann, wie ich es tue?

Insbesondere für Blogger hier einige Tipps:

- vergiss Rechtschreibung und Grammatik – zunächst; schreib das, was du denkst so schnell und konzentriert wie möglich nieder.
- verzettele dich nicht in Selbstmitleid und schreibe nie über etwas, was dich aufregt, sonst verkommt all dein Schreiben in einer Anklage gegen die Welt (Anklagen gegen die Welt führen zu unnötigen emotionalen Reaktionen deiner Leser, denn nie sind zwei einer Meinung).
- Solltest du dich in Selbstmitleid verzetteln oder über etwas schreiben, das dich aufregt, lass es dennoch stehen, denn es ist ein Teil von dir. Kehre nie zurück.
- verinnerliche Jack Kerouacs „Wie schreibe ich moderne Prosa?“ (*Unterwegs*, letzte Seite); insbesondere: *Es gilt, die Flut, die in deinem Innern bereits unversehrt existiert, aufzuzeichnen! Ringe darum! und Komponiere wild, undiszipliniert, rein! Schreibe, was aus den Tiefen deines Innern aufsteigt! Je verrückter, desto besser!*
- Wenn du beim Schreiben undiszipliniert warst, diszipliniere das Geschriebene in einem zweiten Arbeitsgang oder lass es für immer liegen, auf dass nach deinem Tod sich jemand darum kümmert.
- Denke nie darüber nach, dass du in der Zeit, in der du schreibst nicht bezahlt wirst und ignoriere die Furcht, nur weil das, was du (im Weblog) schreibst, nichts kostet, betrachtet niemand es als wertvoll.

- Nur ein einziger interessierter Leser ist es wert, dass man für ihn schreibt (großer Dank nach Lorich)
- Ärgere dich nicht über verpatzte Geschichten (schlecht Geschriebenes), erfreue dich vielmehr daran, dass du sie vor dem Vergessen gerettet hast.
- Solange es sich nicht finanziell lohnt oder du sonst wie mit Ruhm rechnen kannst, lass Altes liegen und kümmere dich um das Neue.
- Wenn dir mal nichts einfällt, schreib auch nichts.
- Betrinke dich nicht beim Schreiben.
- Wenn dir weiterhin nichts einfällt, fleddere dein lederbezogenes Notizbuch und verblüffe deine Leser mit verrückten Ideen.
- Sollte das Notizbuch nichts mehr hergeben, betrinke dich.
- Wenn dir ein Thema zu schwer ist, wende dich einem leichteren zu oder übe – Themen wollen gelernt sein.
- Gestalte deine Welt so wie du es magst.
- Halte dich nicht an Tatsachen fest (z.B. nur weil deine Freundin das Glas rechts neben sich gestellt hat, musst du nicht schreiben: „meine Freundin hat das Glas rechts neben sich gestellt“. In der Tat ist es sogar ratsam grundsätzlich wenn jemand etwas rechts tut, zu schreiben, er tut es links 😊) -
- abstrahiere die Realität, sie ist ein Diener der Fiktion.
- Geize mit Emoticons.
- Hüte dich vor dem Mainstream, es sei denn du möchtest viele langweilige, nicht denkende, uninteressierte, oberflächliche Leser in deinem Weblog haben.
- Kümmere dich nicht um Statistiken. Ein enthusiastischer Leser, dessen Innerstes du erreichst, ist

tausendmal mehr wert, als unzählige oberflächliche Leser.

- Nachdem du einen Artikel erstellt hast, streiche alles Überflüssige weg. Insbesondere Worte wie *wie* und *und* oder *oder* und eigentlich auch *auch* und *eigentlich*. Nur *nur*, bzw. *bzw.* darfst du stehen lassen. Weder *weder*, noch *noch* dürfen in einem guten Blogartikel vorkommen 😊
- Schärfte das Schwert deiner Schreibe

Nachtrag: In diesem Artikel hätte ich eigentlich den gesamten einleitenden Text vor der Liste streichen müssen, um das Schwert zu schärfen, bzw. ich hätte den Artikel teilen müssen.

- Fazit: verstoße gegen die Regeln wo immer du kannst.

Der Letzte schließt das Klavier ab.

2.58 Uhr. Zu Hause. YeahYeahYeahs dudeln die unbequeme FeverToTell. Noch immer total aufgekratzt von der Kleinkunstveranstaltung, welche heute Ihr Debüt gab im Nachbarstädtchen S. Seit fast vier Monaten arbeite ich an dem Ding im Amt ohne Wiederkehr und kann mich somit als Mitorganisator betrachten. Wohl deshalb war ich so erpicht darauf, mich wieder gesundschreiben zu lassen, denn ich bin eine projektversessene Kulturorganisatorensau, die nichts lieber tut, als sich im Gewimmel zwischen Kunst und allerlei Schillerlei zu suhlen. Da pulst das Herz, wenn es endlich

losgeht und die Dinge, die man monatelang im Kopf geplant hatte, in Datenbanken ausformuliert und von Werbefachleuten in buntes Schnickschnack hat verwandeln lassen, wenn diese Dinge endlich rollen. Natürlich chaotischer erster Tag. „Das ist immer so,“ sagte Kollege Journalist F., „der Eröffnungstag der Veranstaltungsreihe ist der härteste. Hier merzen wir die letzten Kinderkrankheiten aus.“ „Antiquierte Hardware trifft auf moderne Antivirensoftware“, gab der weise Journalist aka Moderator F. auf der Bühne dem knapp 900-köpfigen Publikum zu verstehen. Dennoch war es gelungen, sämtliche Eintrittskarten auszudrucken und die Gäste auf ihre feinen Kleinkunstguckplätze zu bugsieren – wie jedes Jahr, gab es genau vier doppelt belegte Plätze, was zu Missmut führte, ein Bug im System? Ein Spaß der großen Systemebastler? Monsieur Irgendlink, moi meme, vertröstete die Unglücklichen in einen undimensionalen Raum in Reihe drei, von dem niemand etwas wissen darf, der aber eigens dafür eingerichtet ist, schwierige Gäste oder solche, die einfach nur Pech hatten, etwas Wellness zu vermitteln – und besten Blick auf die Bühne naturellement.

++Morgens um 9 erklärte mir Chef R., dass es ihm nicht gelungen war, meinen demnächst vakanten Posten in die Ausschusssitzung zu bringen, damit mein Vertrag endlich verlängert wird. Vielleicht hat es etwas mit dem langen Kranksein zu tun oder mit der allgemeinen Trägheit im Amt und dass dort keiner so recht weiß, wie es im chronisch unterbesetzten Amt ohne Wiederkehr weitergehen soll. Ich zuckte mit den Schultern und war nicht überrascht. Fakt ist, dass ich in zwei Wochen arbeitslos werde. (Hätte ich mich also diese zwei Wochen getrost krank schreiben lassen

können, wie es die Ärzte gestern empfohlen hatten?) Nein! Ich kann den lieben Kollegen und Freund, Journalist F. mit der Veranstaltungswoche nicht im Stich lassen. So einfach ist das. Außerdem bin ich neugierig, das Ding, an dem ich die letzten Monate gearbeitet habe zu sehen, zu erleben, wie es wahr wird. Endlich. Da kehrt der Künstler zurück, der die Dinge tut, weil sie ihn interessieren und nicht deshalb, weil er für irgend etwas belohnt wird. Es war schon immer mein Credo, dass der Mensch nur dann glücklich ist, wenn er tut, was er tut, weil er es tun will und nicht, weil er sich mit dem bisschen Geld zufrieden gibt, das man ihm gibt, damit er tut, was er tun soll. Die Putzfrau putzt nicht, um zu putzen, sie tut es, weil sie Geld dafür kriegt. Deshalb kann sie nicht glücklich werden im Beruf. Aus ähnlichen Gründen heilen manche Ärzte nicht, weil sie heilen wollen und Bankmanager managen keine Banken, weil sie Banken managen wollen, wie auch Politiker nicht politiken weil sie politiken wollen. Nur Künstler künftlern weil sie künftlern wollen. Dies ist eine Heiligsprechung.

++Pfützenübersäter Marktplatz, den ich in gewagten Sitesteps überquere, um fürs Amt ohne Wiederkehr ein paar Besorgungen im Rathaus auf der gegenüberliegenden Seite zu machen. Die lange Krankheit, der Aufenthalt in der Anstalt im sechsten Stock hat mich dermaßen durcheinander gebracht, dass ich vergesse, es ist Freitag, da arbeitet um 12 Uhr niemand mehr im Rathaus. Fünf vor zwölf grinst mich der Hausmeister an und schließt die Tür. Ich kann gerade noch bei Frau M. vorbeischneien, die unter lautem Stöhnen mit einem Skalpell Namensschildchen ausschneidet und jammert, die Woche sei ja viel zu schnell vorüber gegangen und es gäbe noch einen Rattenschwanz zu schufteln, „was für

ein Gulag,“ sagt sie. Das gefällt mir, wenn Frauen sagen, „Was für ein Gulag“. So ein Mist, dass der Job nun bald endet. Hier im Rathaus könnte man sich mit den Damen wirklich prima bespaßen, hatte ich schon beim Geburtstagsfest des OB bemerkt, dass es so eine Art geheimen Fickmarkt geben muss in dem Rathaus. Man muss sich nur debil dreinschauend bei solchen Festen in eine Ecke hocken und so tun, als kriegt man nichts mit, dann kann man die Gespräche belauschen und das Gezeter, wer mit wem was macht und sich heimlich trifft, bzw., man wird ausgefragt, ob man ledig sei, schwul, Kinder habe und wie alt. Die Kollegin M. ouh ja, was wir einen Spaß haben könnten und erst die andere Kollegin am Bürotisch gegenüber, ein Menschenleben könnte ich im Rathaus verbringen, ohne, dass mir langweilig würde. Durch traurigen, langanhaltenden Septemberregen laufe ich zurück zum Amt ohne Wiederkehr.

++Überhaupt: das Amt ohne Wiederkehr gilt als die Strafabteilung in der Stadtverwaltung. Wer hier hin versetzt wird, verliert jegliche Privilegien, muss nachts arbeiten, am Wochenende, zu unmenschlichen Zeiten (hatte Monsieur Irgendlink erwähnt, dass er gestern von 9 Uhr früh bis heute 2 Uhr nachts ohne Pause im Dienst war). Das Strafbataillon im Haus U., welches wie ein Aussätzigenlager dem Rathaus im Städtchen S. gegenüberliegt auf der obskuren Seite des Marktplatzes.

++Nachmittags denke ich, ich breche zusammen. Die Regenschauer haben eine Pause eingelegt und ich gönne mir gegen 15 Uhr ein bisschen Ruhe. Da das Amt ohne Wiederkehr wegen finanzieller Differenzen einen Krieg mit der Catererin angezettelt hat, ist es nicht empfehlenswert, das

Cateringbuffet ohne Vorkoster zu probieren. Ich kaufe in einer Bäckerei zwei Bretzeln und eine Apfeltasche. Auf dem Weg durch die Stadt schliddere ich mit den Ledersohlen edelster Schuhe über den Asphalt. Ich fiebere, fühle mich nicht wohl und zweifele erstmals, ob es richtig war, direkt aus dem Krankenhaus solch einen harten Tag anzugehen. Nach der Apfeltasche geht es mir besser. Ich beobachte die Künstler beim Soundcheck und döse ein wenig in der gähnend leeren Stadthalle. Genug Zeit, zu verschnauften. Kurz vor Publikumseinlass prasselt ungehemmter Stress über die gesamte Crew. Der Kassenscomputer schmiert ab, 900 Gäste begehren Einlass, Freund und Journalist F., göttlichster Windows-Administrator aller Zeiten rettet die Maschine und gewinnt den Kampf der antikierten Hardware gegen das moderne Antivirenprogramm, um sodann die Moderation auf der Bühne zu übernehmen. Wie ein leichtfüßiger Jongleur löse ich Backstageprobleme und pflege die Künstler wie tausendjährige Bonsai-Buchen aus der südlichen Mandschurei.

++20 Uhr platzt der Knoten und die Veranstaltung fließt in ruhigem Strom dahin. Hausmeister M. überreicht mir einen Schlüsselbund: „Fürs Klavier. Du musst es nach dem Festivalclub abschließen und die Kunstlederdecke darüber ziehen.“ Vor meinem geistigen Auge steht ein Gerät von unschätzbarem Wert mit Elfenbeintasten und goldenen Pedalen und Saiten aus dem Gedärm außerirdischer Lebewesen, die einen Klang von gar entzückendem Frieden hervorbringen. Paar Probleme zwischendurch gelöst, mit Künstlern, Jurymitgliedern und wichtigen Leuten gut Wetter geredet und schließlich entgegen jeglicher Warnung durch die Kollegen das Buffet doch noch probiert. Wenn das Amt ohne Wiederkehr im Krieg steht mit der Catererin, ist es durchaus

möglich, dass sie aus Wut ins Essen spuckt. Hirn sagt: Auf fünf Kilo Essen fällt ein bisschen Spucke überhaupt nicht auf. Mjammjam.

++Gegen 24 Uhr alles vorbei. Die Hartgesottene treffen sich im Festivalclub, wo Moderator T. mit den Künstlern des Abends allerlei Hintergründe recherchiert und die Gäste im Club intime Fragen stellen dürfen. Monsieur Irgendlinks Aufgabe ist es eigentlich nur, stillschweigend daneben zu sitzen und anschließend die Rechnung abzusegnen, denn alle werden eingeladen. Naturellement. Ach und da war noch etwas, was bloß?

++Die seltsame Magnifikanz von Männern mit Namensschildern. Merke: wenn Du Sex haben willst, kaufe Dir einen Sakko und hefte ein Namensschild mit dem Untertitel Veranstaltungsorganisation oder so ähnlich ans Revers. Gehe zu einer kulturellen Veranstaltung. Halte dich in der Nähe der Toilette auf. Hüte dich vor Borderlinerinnen.

++Gähnend müder Irgendlink konnte die Rechnung im Festivalclub (im Restaurant, welches der Catererin gehört) auf moderate 53,40 Euro dimmen (da staunst, Journalist F., und verstehst die Welt nicht mehr, gell). Etwas ist im Busch. Die Rechnung beträgt normalerweise ca. 150 Euro, hatte Journalist F. mich gewarnt.

++Der Damokles-Schlüssel zum Klavier, ach was, Klimperkasten muss man das Ding nennen, hängt an einem Rosshaar über meinem Schädel. Verflixt: Klavierspieler R. „Seit Menschengedenken beglückt er die Gäste im Festivalclub mit seinen Melodien“ spielt versonnen bis spät in

die Nacht. Und Monsieur OberArschkartenzieher Irgendlink trägt den verflixten Schlüssel, mit dem man das Ding gegen unerlaubten Tastenzugriff sichert ...

++Nun, nach diesem aufreibenden Tag endlich müde geschrieben. Es ist vier Uhr zehn. Ich höre Bobby Conn.

Ohne Titel

Es gibt ja so viele Ermäßigungsarten für die Karten des Kleinkunstfestivals. Eine lautet, Menschen mit einer körperlichen 100 prozentigen Behinderung dürfen eine Begleitperson mitbringen, die keinen Eintritt bezahlt. Was aber macht diese Begleitperson, wenn ihr Schützling krank ist und nicht an der Veranstaltung teilnehmen kann? Jene Frau, die ihren behinderten Mann begleiten wollte, aber, da er ja wegen Krankheit verhindert ist, sagt sie, sie hätte gerne seine Eintrittskarte umgetauscht gegen Bargeld, sie könne ja auch alleine zur Vorstellung mit ihrer gratis Begleitpersonenkarte. Haste Worte.

++Chef R. stöhnt, er sehe schlecht in letzter Zeit und brauche für jede Kleinigkeit eine Brille. Such dir eine Frau mit größeren Brüsten, sagt nassforsch Monsieur Irgendlink.

++Journalist F. ist der einzige Mensch, den ich kenne, der sich mit einem Puls von unter 70 und einem traumhaft niedrigen Blutdruck auf die Bühne traut, um vor 900 Gästen zu moderieren. „Ich hatte einmal einen Auftritt auf einem Kinderdreirad, auf dessen Gepäckträger ein Korb mit

Lyonerwurst gepackt war. Vor 400 Gästen kreuzte ich Tatütata rufend auf der Bühne. Das ist der Grund, warum ich kein Lampenfieber habe.“ – „Du warst sicher ein niedliches Kind und deine Eltern haben sich riesig über den Auftritt gefreut.“ – „Ich war über Dreißig, als ich das gemacht habe.“

++Eine der Künstlerinnen kommt mir während des Festivalclubs ziemlich nah. Gefällt mir. Aber mein kaltes Veranstalterherz wird von einem messerscharfen Verstand beherrscht und als die Runde gegen zwei Uhr nachts eskaliert und sich uralte dicke Alphamännchen zu uns an den Tisch gesellen, die über mich hinweg an der Künstlerin graben, bestelle ich die Rechnung, bin unhöflich und verlasse das Restaurant. Im ewigen Satirefestival-Kartenspiel gilt: der Trumpf ein Schildchen an der Brust zu haben mit der Aufschrift Veranstalter oder so ähnlich, ist nur ein mittelhoher Trumpf gegen den Trumpf, ein Jurymitglied zu sein. Von den beiden Alphamännchen war nunmal eines Jurymitglied und das Andere ein Ex-Jurymitglied. Die nette Künstlerin muss sich nun, da ich einsam diese Zeilen tippe mit den Typen über den Unterschied zwischen barockem Katholizismus und prüdem Protestantentum unterhalten.

++Kollege B. fühlt sich pudelwohl am Künstlertisch und gießt drei Asbach in kürzester Zeit und drei Weizenbiere, wird schließlich so laut, dass es mir ein bisschen peinlich ist, kippt aber Kraft des Alkohols und trollt sich zu Fuß nach Hause, nicht ohne mir vorher zu predigen, mach dich mal locker, Irgendlink, du bist immer so uncool. So als würde ich nicht in die Runde passen. Recht hat er. Aber um die schwarzhaarige Künstlerin tut es mir trotzdem leid.

++Kurz vor Einlass rufe ich Journalist F. an, der gerade an der Dialyse hängt. Telefonisch lösen wir ein Eintrittskartenproblem. Ich bin ziemlich aufgekratzt, weil ich nur drei Stunden Schlaf hatte. Ringe unter den Augen. „Oh Herr“, denke ich und stelle mir den Kollegen Journalist F. einhändig an seinem Netbook in der Dialysestation vor, umzingelt von klinisch Weißem und von Schläuchen und von Piepstönen, „wir sind Kulturzombies.“ – „Es ist eine Frage der Erziehung, ums Verrecken funktionieren zu wollen,“ sagt Journalist F.

Wahr

Langsam zehrt das Kleinkunstfestival (besser gesagt die recht anstrengende Arbeit. Mehr als 40 Überstunden an nur einem Wochenende). Im Taumel dieser Tage habe ich die letzten beiden stillen Wochen längst vergessen und all das, was ich mir geschworen habe. Ich bin Mitglied einer Art Erfolgsmenschenmafia, unfähig auch nur annähernd zu versagen. Dafür hasse ich mich. Spätnachts mit zufallenden Augen auf der A6 unweit des Neunkircher Kreuz der Erkenntnis, welches mir in fidelen Momenten tagsüber so viele Ideen beschert hat. Brückenpfeilerkonfliktstimmung. Blick auf den Tacho. Die Nadel fällt unter 80. Augen fallen zu. Ein Tanklaster überholt mich. Auf dem Anhänger steht „Wahr“. Wir biegen beide in die A8. In der scharfen Auffahrt verschwindet er im Morgendunst. Erst viel später überhole ich ihn wieder und lese auf dem Gefahrenhinweisschild, er hat 30/1202 geladen. „Irgendwie“, denke ich, „solltest du daraus eine Geschichte basteln.“ Ich liebe nächtliche

Autobahngeschichten und LKWs, auf denen „Wahr“ steht, haben ein Boolesches Flair.

++Kollege B. bricht an der Kasse zusammen, legt sich kreidebleich auf die Krankenpritsche. Das Geld liegt eine viertel Stunde unbewacht und zum Glück springt Miss E. für ihn ein. Kollege B. schaut leidend, als er aufrecht nach Hause geht. Menschen, die samstags trinken sterben nicht sonntags, aber sie sind mit hoher Wahrscheinlichkeit montags bis freitags krankgeschrieben. gestern hatte er noch geprahlt, er habe Nächte durchzechet, von denen ich nur träumen könne, Ballermann, nur Männer, Testosteron auf Spiegeln und lustige knallrote Strohhalme, die in einem verspuckten Eimer voller Himbeergrütze enden, Busen, Motorräder und all das. Dann dieser theatralische Moment, den habe ich im gestrigen Beitrag nicht richtig erzählt: Aller Aufmerksamkeit gewiss sagte er laut in die Runde „Irgend – Pause – MACH- Pause – DICH- Pause – MAL – Pause – LOCKER.“ Ich mag den Kollegen B. trotzdem und eigentlich muss ich mich sogar bedanken für diese Geschichte mit dem MachDichMalLocker.

++Wieder drei Künstlerinnen auf der Bühne, sowie zwei Solisten. Das ist Zündstoff für einen angeheizten Festivalclub. Die Männchen werden wieder balzen und es wird reichlich Schnaps fließen. Alle freuen sich darüber außer Monsieur Irgendlink und Journalist F. Chef R. bleibt bis ganz zum Schluss. Die Jurymitglieder des gestrigen Abends kommen wieder an den Künstlertisch, aber ich lasse nicht mehr zu, dass sie sich über mich hinweg beugen, mich besabbern und sich den Künstlerinnen zuwenden. Bereitwillig räume ich das Feld, ist wie beim Schach, ich gebe das gesamte Feld frei, weil es ja egal ist, ob man verliert. A1 bis H8 völlig unbewacht.

Rochade. Ex-Jurymitglied H. erweist sich als äußerst netter Mensch und ich bin fast ein bisschen reuig über meine gestrigen Zeilen. Egal. Muss doch krachen im Blog. Die Catererin hat an diesem dritten Festivaltag die Künstlerbewirtungsrechnung kalibriert. Willig zeichne ich gegen 2 Uhr einen dreistelligen Betrag ab und verabschiede mich mit einem kurzen Tischklopfen. Ich lerne schnell und kann unbarmherzig sein (der Rückzug aus dem Getümmel sollte geordnet von Statten gehen, aber wenn man die Eingangstür erreicht hat und niemand es sieht, sollte man so schnell laufen, wie man kann, damit man draußen in der Raucherecke nicht noch in zähe Abschiedsrituale verwickelt wird (sorry Journalist F., ich bin gerannt wie der Teufel)). Nur die stille Komponistin B. lächelt mir zum Abschied zu. Sie ist es auch, die für die einzige Notiz des Tages im kleinen ledernen Buch gesorgt hat: „Ich durfte nicht mehr nichts tun.“ (ein Großwort, das sie messerscharf pointierte, als man sie darauf ansprach, wie sie denn in das Bühnentrio gekommen sei und dass sie nur eingewilligt habe, bei dem Projekt mitzumachen, wenn sie auf der Bühne nichts machen müsse – nuja – und als sie dann mit von der Partie war, durfte sie plötzlich nicht mehr nichts tun und nun tingeln die Drei durch die Republik von Gig zu Gig.)

++Mal wieder verpetzt worden mit dem Weblog. Irgendwann kriegen sie dich, Sudelbuchautor und OberschmierLink Irgendlink. Mir graut vor dem Tag, an dem man im Amt ohne Wiederkehr diese BlogEinträge ausgräbt. Noch schlimmer wird es, wenn sie die Artikel über das Jazzfest finden. Dieses Buch ist eine tickende Zeitbombe. Verpetzt wurde ich von Hartz IV Vollstrecker J., seines Zeichens eine Figur, die vor etlichen Monaten des öfteren in

Journalist F.s Blog vorkommt. Es war mir gar nicht recht, dass er mich seiner Kollegin B. und Marketingspezialistin R.- naja – als Blogger outete. Wir redeten über Fotografie und die Vollstreckerin erzählte von ihrem Kirschbaum, den sie in den Jahreszeiten portraitiert hatte. Sei glücklich im Herbst. Als Blogger hat man es schwer da draußen in der echten Welt. Stets dieser Dünkel, was hat dieser oder jener Mensch denn ggf. über einen gelesen. Frühmorgens, habe ich darüber nachgedacht, wie deckungsgleich die Figur Irgendlink mit seinem Autor ist. Ich sehe mich außer Stande, das richtig einzuschätzen, denke aber, Irgendlink ist weitaus fiktiver, als mancher Leser denkt. Manchmal bin ich so verrückt, zu glauben, ich habe mir die ganze Welt nur ausgedacht und bin eigentlich mutterseelenallein und alles alles alles ist nur in meinem Kopf.

Ohne Titel

Wie ich lernte das Amt ohne Wiederkehr zu lieben – StammlerInnen werden sich erinnern, dass Mister Oberpientz Irgendlink die letzten Monate wieder und wieder den seltsamen Job als Kulturorganisator in Frage stellte – jetzt, zwei Wochen bevor der Arbeitsvertrag endet, weint er bittere Tränen.

Die Kleinkunstwoche, deren Organisation meine Hauptaufgabe war, ist zur Hälfte absolviert. Nur noch Heute und Morgen und am Freitag sind Veranstaltungstage. Danach wird sich wieder ein Büroalltag einstellen. Am gestrigen „pfannefreien“ Tag rief ich Herrn S. von der Personalstelle

an, ob er mir etwas über eine gegebenenfalls
Vertragsverlängerung sagen könne, „ja, nein, vielleicht?“ –
„Vielleicht“, sagte er. Kollege B. hatte mir die
Zeitvertragsproblematik im Rathaus der Stadt S. einmal wie
folgt erklärt: „Bis zum letzten Arbeitstag hängst du
vollkommen in der Luft, aber dann werden sie dich zum OB
rufen und dir einen Folgevertrag anbieten. So war es bei mir,
so war es beim Kollegen L. und die gute Miss E. hat das Spiel
ganze sechs Jahre mitgespielt, bis sie endlich einen
unbefristeten Vertrag in der Hand hatte.“ Ouh yeah, was
sind wir anderes als die willigen Leiharbeiter der modernen
Bürokratie.

Keine Ahnung, warum ich so sentimental werde nun, da ggf.
das Ende meiner Lebensphase in Lohn und Brot bevor steht.
Ich habe weißgott genug Geld, um die nächsten fünf Jahre
mit Nichtstun zu verbringen. Vielleicht ist es die Angst vor
der Eigenverantwortlichkeit? Ich müsste dann ja wieder Kunst
schaffen oder ein Buch schreiben oder verreisen.

++Gegen 15 Uhr loggte ich einen Dienstgang und schlenderte
in aller Gemütsruhe quer über den Marktplatz des Städtchens
S. Rathaus mittschiffs voraus, die Stadthalle an Steuerbord,
Sonne lullte mich ein und ein eigenartiger Herbstgeruch lag in
der Luft. Auf dem Spielplatz vor der Schule, welche sich
direkt neben der Stadthalle befindet, quietschte rhythmisch
die Schaukel. Kinderstimmen. Ein schmutziger Bettler hatte
sich auf einer der stählernen Bänke ausgestreckt und
schnarchte, als ob dies das letzte Jahr seines Lebens wäre.
Seine Plastiktüte war umgefallen und ein Brot lag im Schmutz
der Straße. Wie ich ihn beneidete, einerseits, andererseits
aber: ist es nicht prima, Irgendlink, in Amt und Würden zu

sein, dies alles nicht selbst erleben zu müssen – eine verschmutzte Unterhose, die man vielleicht einmal im Monat waschen kann und die obendrein die einzige ist, die man besitzt ist kein schönes Körpergefühl. Ein Jucken von Bart, sechs Wochen unrasiert lag in der Luft. Ist es nicht besser, die Dinge nur zu beobachten, das Bild im Kopf zurecht zu rücken und es einfach nur aufzuschreiben? Das immersaubere Klo mit Waschbecken und frischer Seife im Amt ohne Wiederkehr just hier am Marktplatz im Haus U. würde für diesen Bettler sicher ein verzaubertes Traumbild sein. Er wird es nie zu sehen bekommen. So schlenderte ich auf Dienstgang über den Marktplatz und überlegte, Frau M. in der Personalstelle zu besuchen, um mich an ihrer Schönheit zu laben. Sicher würde sie mit dem Skalpell akribisch die neuen Namensschilder der mehrhundertköpfigen Rathausbesetzung schneiden und sicher würde sie wieder stöhnen über die viele anstrengende Arbeit und dass ja schon Dienstag ist und die Woche so gut wie rum. Ich traf die Hausmeister der Stadthalle, wie sie scherzend mit den Männern vom Rundfunk in der Sonne standen. Sie fragten, was ich denn hier wolle. „Ich habe mein Hirn vergessen“, sagte ich und ging in den Kassenraum der Stadthalle, um die zu stornierenden Eintrittskarten des dritten Festivaltages zu bergen. Da ich die Männer vom Rundfunk schon erwähne an dieser Stelle noch eine prima Geschichte über die Leichtigkeit eines Menschenarbeitslebens: Zu Beginn der Kleinkunstwoche parkt der Rundfunk seinen Ü-Wagen hinter der Stadthalle, strippt hunderte Meter Kabel und richtet Funkstrecken ein. Der Ü-Wagen ist offenbar so wertvoll, dass er Tag und Nacht von einem Sicherheitsdienst bewacht wird. Eine volle Woche lang wird das teure Utensil nicht von der Stelle bewegt. Aber es gibt dennoch einen Fahrer. Und der, jetzt kommts, steht

sage und schreibe acht Stunden am Tag neben dem Ü-Wagen herum und leistet seine Lenkzeit. Kurios, nicht wahr?

Geschützt: Der Echte werden

Dieser Artikel ist unkorrigiert und roh und beinahe so geschrieben wie die PlusPlusTexte, die ich seit meinem Krankenhausaufenthalt vor einer Woche im Offlinemodus anlege.

Nach Tag Vier der Kleinkunstwoche fühle ich mich ausgelutscht wie ein alter Schuh. Spätnachts bat mich gestern Journalist F. vor die Tür des Festivalclubs, damit wir gemeinsam eine Wichtig-Liste von ToDos für den Rest der Woche anlegen können. Ständig störten uns dabei Gäste, die smalltalken (kleinschwätzen) wollten. Ich kritzelte zwei Seiten Wichtiges in mein Notizbuch in der Gewissheit, dass ich nun in einem Zustand bin, in dem ich alles vergesse. Diese unregelmäßige Arbeitszeit. Meist fahre ich gegen 14 Uhr mit dem Auto hinüber ins Städtchen S., um nachmittags die Abendkassenangelegenheiten zu klären und die närrischen Künstler hochhoffiziell zu begrüßen. Vorbei an Wahlplakaten, raus aus Afghanistan, Frauen nach oben, Hartz IV abwählen durch ein eindeutig von Linken dominiertes Stadtviertel. Der Echte werden schießt mir wie ein Blitz durch den Kopf, nicht so eine Plakatfigur, immer ist man umgeben von Bildern, Schatten, Versprechen, was ist denn überhaupt echt in dieser Welt? „Irgendlink ist anders als ich“ oder so ähnlich habe ich geschrieben in einem Artikel zuvor und damit die LeserInnen irritiert. So, als sei das hier alles erfunden. Ist es nicht. Aber

echt ist es auch nicht. Ich verschiebe, verschleierte, bringe die Zeiten durcheinander und mein wirklicher Charakter ist nicht wie der, nach dem sich dieser Irgendlink anfühlt. Ich bin weitaus weniger souverän, weniger Macho ... die steilste Straße hinunter vorbei an Einfamilienhäuschen, dies ist der tägliche Arbeitsweg bis zur Kreuzung mit der längsten Straße der Stadt, wo man in einem Spiegel den fließenden Verkehr checken muss, um sich in den Mahlstrom des Pendlers einzuspeisen. Spiegel, jawoll, prima Bild. Beinahe hätte ich einen Unfall gebaut, weil ich im Spiegel das Unechte, was auf mich zu kommt nicht richtig interpretiert hatte, ein blaues Auto übersehen, zu früh auf die Hauptstraße gestartet.

++Verschiebungen finden sich in diesem Blog. Aber das sind Kunstgriffe. Es gibt zwei steilste Straßen der Stadt und ob die längste Straße der Stadt wirklich die längste ist, weiß ich nicht. Aber sie beide gehören zum Bild, das ich in den Lesern erzeugen. Irgendwo in Euren Köpfen gibt es diese beiden Straßen und sie treffen an einem eindeutigen Punkt aufeinander. In meiner Welt gibt es zwei Kreuzungen, die einander so ähnlich sind, dass es unerheblich ist, ob ich die Wahrheit sage und alles feingenaue erkläre, oder ob ich es abstrahiere. Eine Kreuzung ist so unübersichtlich, dass sie einen Spiegel braucht, damit man in den fließenden Verkehr einfädeln kann.

++Bis zur Autobahn nur noch wenige Minuten und dann mit 100 Sachen hinüber ins kleine Bundesland S., welches einen mit einem hochmodernen Begrüßungsschild empfängt, auf dem elektrische Tricks die Bilder wechseln. Ein Motiv trägt den Schriftzug „S., schön dass du da bist“. Das war ein Slogan zum 50ten Geburtstag des Bundeslandes im letzten Jahr. Die

Pünktchen auf dem Ö sind eigentlich keine Pünktchen, sondern eine Fünfzig, was für ein Designerquatsch, das Schild müsste man ihnen in den Hintern schieben; stets lese ich „S., schoFünfzigEn dass du da bist“. Die Botschaft des Schilds nervt mich bis zur Brücke über den Schwarzbach. Dort hat jemand das Hinweisschild auf den kleinen braunen Bach verschönert, indem er aus dem R ein N gemacht hat. Schwanzbach.

++Es ist die Aufgabe des Autors eine Geschichte so einfach wie möglich zu erzählen. Davon glaube ich mich weit entfernt. Bin ich näher, als ich denke? Bin ich etwa mittendrin. Ein Autor ist nichts wert ohne seine Leser. Es ist die Aufgabe der Leser, sich ein Bild von dem zu machen, was der Autor schreibt. In jedem Leser entsteht möglicherweise ein Anderes Bild, so dass man am Ende einen Autor, viele Leser und genauso viele verschiedene Bilder hat. Wie Wahlplakate am Straßenrand. Wir können uns daran erfreuen, aber wir dürfen nicht naiv in die Welt der Versprechen gehen und in die Welt der vielen Willen.

++Nachmittags ruft Chef R. an und meldet sich mit schwacher, dem Sterben naher Stimme krank für den Rest der Kleinkunstwoche. Etwas mit der Prostata liege im Argen und es täte weh. Jedenfalls könne er auf keinen Fall kommen, um die VIPs zu begrüßen oder die heute stattfindende Jurysitzung. ich weiß gar nicht, wie ich das Journalist F. beibringen kann, welcher an just in der Minute sein Blut 15 Mal durch die Dialysemaschine jagen lässt. Kollegin Sch. ist bestürzt und faselt etwas vom Teppichboden im Amt ohne Wiederkehr, dass er vergiftet ist und dass deshalb letztes Jahr Kollege B. sterben musste, Ex Chefin R. an Leukämie

erkrankte, es dem Journalisten F. und mir die Nieren zerlegt hat und nun die Prostata vom Chef. Oh je. Was für ein grandioses Bild. Das Amt ohne Wiederkehr mit dem Todeszimmer. Wir alle werden verschluckt und gepeinigt von schlimmen Leiden. Prostata ist die Königsdisziplin, das könnte Darmspiegelung bedeuten, rufe ich Journalist F. an der Dialysemaschine an. Papperlapapp sagt er, Blasenspiegelung, das ist die Königsdisziplin. In unserem unverschämten Sarkasmus haben wir einen Riesenspaß. Spätabends, von der Dialysemaschine auferstanden, moderiert Journalist F. die Künstler an. Einer von ihnen kabarettiert über Männer um die Vierzig, also über mich, Journalist F. und Chef R. Ich sehe das Debakel vor fast 800 Gästen unweigerlich auf uns zu rollen, wie der Journalist schon teuflisch lächelt, während er etwas von Männerkrankheiten erzählt – verflixte Scheiße, muss er seine Rede auch immer völlig spontan aus dem Ärmel schütteln, jetzt erzählt er gleich von Chef R. und seinem Arschleiden, denke ich, aber in letzter Sekunde kriegt er die Kurve, wünscht viel Spaß mit dem Künstler V. „Puh, das war knapp eben auf der Bühne, beinahe hätte ich Chef R. eine gute Besserung gewünscht mit seiner kaputten Drüse.“ „Ich hatte solche Angst, dass das geschieht,“ sag ich. Kontinuierlich lästernd verbringen wir den Rest des Abends. In der tiefen Gewissheit, dass wir nun nur noch zu zweit sind, um den Rest der Kleinkunstwoche zu absolvieren.

++Auf dem Heimweg nachts um drei fährt ein Feuerwehrauto vor mir, zur Stadt Z. hinaus Richtung einsames Gehöft und mir wird ganz bange, was wenn es bei mir zu Hause brennt. Weiterweiterweiter die lange Landstraße, die sich im Neubau befindet hinauf nächste Kreuzung abbiegen immer noch meine Richtung und erst

wenige 100 Meter vor dem Gehöft wieder zurück in Richtung Stadt, in Richtung steilste Straße der Stadt. Im Kopf phantasie ich, wie schlimm ein Brand zu Hause wäre und mir fällt ein, dass ich lange keine Datensicherung mehr gemacht habe. Alles wertvolle trage ich am Leib, außer den Daten in diesem Laptop. 10 Autos mit Blaulicht am oberen Ende der steilsten Straße der Stadt. ich überlege, für die örtliche Tageszeitung, für die ich schon lange nicht mehr gearbeitet habe, ein Foto zu schießen. Aber viel zu müde. Parke den Wagen im Hof, laufe über die Felder, um mal zu schauen. Morgens im Radio melden sie ein Feuer auf dem Nachbarhof. Hoffentlich nur die Scheune?

++Pianist W., der seit Menschengedenken zur Unterhaltung nach den abendlichen Kleinkunstdarbietungen im Festivalclub für wunderbare musikalische Untermalung sorgt, hat sich mit der Kreissäge einmal den linken Daumen abgeschnitten. Das fällt mir auf, als er kunstvoll, mit maßnehmenden abgehackten Bewegungen das Buch Kalligrafie für Dummies, das er übersetzt und verbessert hat, für mich signiert. ich habe es ihm eben am Piano stehend abgekauft. Zuerst wollte ich es nicht kaufen, weil ich dachte, er habe es nur aus dem Amerikanischen übersetzt, aber als er mir erzählt, er habe erreicht, es vollkommen neu schreiben zu dürfen und wichtige eigene Erkenntnisse hinzu zu fügen, kaufe ich es direkt. Wunderbar, wie er selbst mit Kugelschreiber ein kunstvolles Schriftbild erzeugt. Er jobbt bei der Post, betreibt eine Kalligrafieschule und ist derjenige, der im goldenen Buch der Landeshauptstadt S. in zwei Millimeter hoher Schrift neben die unleserlichen Krikeleien der Hochprominenz notiert, um wen es sich überhaupt handelt. das sei in diesen goldenen Büchern manchmal gar nicht so einfach, nach

vielen Jahren nachzuvollziehen, wer sich überhaupt eingetragen hat.

++Im Festivalclub machen die vier Barden aus Landsberg die größten Schwierigkeiten: einer ist so exaltiert, dass er zu später Stunde laut Seemannslieder zu singen beginnt. Zum Glück gibt es keine Frauen. Dann trinken sie schneller und gehen früher. Genervt bestelle ich gegen Halb zwei die Rechnung, unterzeichne. Die Catererin hat die Zeche langsam aber sicher auf das übliche Maß von 150 bis 200 Euro kalibriert. Ich glaube dennoch, dass ich ihr vertrauen kann. Wie ein getretener Hund verlasse ich das Lokal.

Ohne Titel

Mitten in einem PlusPlusText hängend mich etwas mit Bloggen ablenken. Kurz vor 12. Noch eine Stunde, dann beginnt der finale Lauf zur Kleinkunst. Letzter Tag. Gestern fiel die übliche Horde Fernsehleute über die Stadthalle her, installierte Traversen und Licht, entfernte Werbebanner. Gut 30 Menschen, eine alte römische Kohorte, wuselten durchs Haus und verbreiteten operative Hektik. Vorm Restaurant in der Stadthalle war ein Mann zusammengebrochen, Rettungsdienst, Blaulicht. Ich schlenderte auf Dienstgang vorbei, suchte Frau M. vom regionalen Fernsehsender, damit sie mir als Ansprechpartner die Hölle heiß machen kann. Tat sie nicht. Nette Frau M. Der Mann lag nackten Oberkörpers auf dem Pflaster und ein Sanitäter knetete das stillstehende Herz. Für einen Moment wurde mir klar, wie seiden der Faden ist, an dem auch mein Leben hängt. Auf den

stählernen Bänken unter den uralten Bäumen neben dem Restaurant saßen zwei zerlumpte Gestalten und starrten in seichte Sonne. Ein lauer Wind wehte von Nordost, ungewöhnlich lau wie ich fand, aber das gönnte ich den Gestalten. Wie Hitchcocks Vögel würden es vielleicht immer mehr werden. Am Anfang, also am gestrigen Tag, würde niemand etwas bemerken, aber im Laufe der Geschichte, die noch geschrieben werden muss über den beschaulichen Marktplatz im kleinen Städtchen S., würden nach und nach die Bettler das Regiment übernehmen, eine unschlagbare Armee geballten Scheiterns und in alkoholische Larmoyanz Verfallens.

Die trüben Gedanken, die mich befielen, als ich neben dem Sterbenden stand und bei seiner Wiederbelebung zuschaute, verflogen, als ich Frau M. traf und wir den Ablaufplan für die heutige Fernsehaufzeichnung besprachen. Nun pulst das Leben und das Herz schlägt schnell aber stabil. Der Zusammengebrochene, sei ein Ortsvorsteher gewesen, flüsterte jemand. Der Rettungswagen fuhr mit Blaulicht davon, was kein schlechtes Zeichen ist.

Im Amt ohne Wiederkehr gingen im Minutentakt Anfragen ein für Eintrittskarten am heutigen Freitag. Aber die Veranstaltung ist seit Wochen ausverkauft. Da nützt es auch nichts, wichtig zu sein oder ein Ortsvorsteher oder der Freund eines Friends eines Friends ...

++Zittrig erwacht am heutigen Morgen. Mir ist nach Herzstillstand. Die Hände wollen nicht, was ich will. Widerwillig führen sie die Kaffeetasse zum Mund. Hirn glaubt, etwas vergessen zu haben, bloß was? Im Kopf eine

Hochstressmarke für 18:30 Uhr gesetzt. Das ist der Moment am heutigen Veranstaltungsabend, an dem für mich und Journalist F. der größte Stress besteht. Dann müssen wir nämlich auf diplomatische Art ein paar Sitzplatzprobleme für die Mistern und Mistresses Oberwichtig in der viel zu kurzen ersten Reihe lösen. Die beiden Hausmeister der Stadthalle, welche Journalist F. seit Tagen gezielt bauchpinselt, weigern sich noch immer ein paar Extrastühle aus dem Hut zu zaubern und sie irgendwo da vorne direkt vor der Bühne aufzustellen. Vehement berufen sie sich auf die geänderten Hallenvorschriften und das Fernsehen braucht genau 1.23 Meter Raum, um mit der Kamera durch die Stuhlblöcke zu driften.

++Oh Herr, verlängere bitte nicht meinen Arbeitsvertrag im vermaledeiten Amt ohne Wiederkehr, auf Knien will ich vom einsamen Gehöft bis zum Jakobusgrab pilgern ...

++Oder tackern bis an mein bitteres Ende

++Dennoch hat Herr Irgendlink alles in die Wege geleitet, falls am nächsten Freitag, seinem letzten Arbeitstag, der werte Oberbürgermeister ihn einen zweiten Amtseid schwören lässt ... kaufe Auto Haus, Frau und Kind und werde endlich in Echt echt.

Ohne Titel

Journalist F. arbeitet zwar fieberhaft an einer Verlängerung meines Vertrags im Amt ohne Wiederkehr. Ob es etwas nützt

erfahre ich erst am Freitag. Ich muss offen gestehen, dass ich den Job, dem ich anfangs so ambivalent gegenüber gestanden habe, lieben gelernt habe. Noch bin ich vom Siegestaumel der Kleinkunstwoche geblendet. Das Anstrengende aber Spannende liegt mir offenbar besser, als das Geruhsame aber Langweilige. Wer weiß, wie ich nächste Woche sinneswandle, wenn wieder bürokratischer Unsinn sich ausbreitet.

++Freitags lagen fein säuberlich geschnittene neue Namenschilder auf meinem Schreibtisch. Diesmal stimmte alles: neues Stadtlogo, Format und sogar die CI-Farben. Fein säuberlich hatte Frau M. sie mit dem Skalpell ausgeschnitten, ein Hauch ihres Parfüms lag in der Luft, aber als ich sie gegen 14 Uhr anrufen wollte, um mich zu bedanken und ein wenig über das feine Herbstwetter zu plaudern, nahm niemand mehr den Hörer ab. Stimmt ja auch: freitags nach 12 ist von der Rathausbande niemand mehr da. Nur die armen Kulturfuzzies schufteten.

++Der OB hatte eine Mail ohne Betreff geschrieben, in der er die traurige Mitteilung machte, dass Ortsvorsteher T. frühmorgens gestorben war. Der Mann, den ich am Tag zuvor auf dem Pflaster hatte liegen sehen.

++Völlig aufgelöst begegnete mir Hausmeister H. vor der Stadthalle: „Ich mach’ den Laden dicht. Ich werfe sie alle raus. Sie missachten die Hallenordnung. So kann ich nicht arbeiten.“ Die Fernsehleute hatten ihm und seinem Co-Hausmeister M. offenbar mächtig zugesetzt. Ziemlich knifflig, den Streit zu schlichten und die Veranstaltung zu retten. Mir ist sehr wohl bewusst, wer die Macht hat in diesem Land: die

Hausmeister. Deshalb war ich in höchster Alarmbereitschaft, vermied laute Worte und ließ die beiden Herrscher der Welt das guter Hausmeister böser Hausmeister Spiel mit mir spielen. Auch dies gehört zu den Aufgaben eines Veranstaltungsorganisations, sich wagemutig zwischen die Fronten zu werfen und deeskalierend zu wirken, das Antibiotikum des Bühnenmanagements. Hallenverordnung hin, Hallenverordnung her.

++Kollege N. ist mir auf die Schliche gekommen mit einigen meiner Web-Aktivitäten. Offenbar hat er meinen Namen recherchiert und fragte mich über meine Webseiten aus. Auf dieses Blog sprach er mich jedoch nicht an. Es taucht zum Glück nicht auf den ersten Seiten einer Suchmaschinenabfrage auf. Dennoch: irgendwann kriegen sie dich, Mister Nestbeschmutzer Irgendlink Sir.

Ohne Titel

Die Kapelle des evangelischen Krankenhauses Z. Auf einem Tischlein vor der Tür liegt allerlei Lesbares, Prospekte, Karten etc. Und ein Teller mit gefalteten Zetteln. Kluge Sprüche drauf gedruckt. Ich öffnete einen Psalm soundsoviel, faltete ihn wieder zusammen, weil es mir nichts sagte, öffnete den nächsten, faltete ihn wieder zusammen und wiederholte das Spiel ein paarmal. Schließlich packte ich einen letzten Zettel. Der ist für mich bestimmt: „Sei du selbst die Veränderung, die du dir wünschst für dein Leben“ stand drauf, Ghandi habe das gesagt.

Ohne Titel

Rumtrödeln. Ich muss die Überstunden bis Wochenende noch loswerden. Ein Hin und Her im Amt ohne Wiederkehr. Der kranke Chef rief an, weil er sich Sorgen um mein persönliches Fortbestehen machte: „Du hast etwas Neues ab nächste Woche?“ fragte er. „Der Ex-Owner wird mich einstellen, auch wenn ich nur noch ein Bein habe“, log ich. Da war er beruhigt und versuchte mir die komplizierten Rathausmechanismen zu erklären und dass mein Posten nicht im Ausschuss zur Debatte stand. Journalist F. begrüßte mich morgens frustriert mit den Worten „Ich kündige.“ So sehr schlagen die Wogen der Kultur über uns zusammen. Alles geht drunter und drüber. Versonnen hielt ich mein Namensschild mit dem neuen Stadtlogo in der Hand, welches Kollegin M. in liebevoller und langsamer Arbeit so sorgsam mit dem Skalpell ausgeschnitten hatte.. Blick aus dem Fenster über den vernieselregneten Marktplatz. Die Bettler hatten sich irgendwo verkrochen. Die Kinderschaukel vor der Schule stand still. Auf dem Marktplatz waren zwei 40-Tonner geparkt, die die Tribüne für das kommende Oktoberfest geladen hatten. Die Kultur pumpt und pumpt und pumpt. Die Maschine läuft im Takt, wenn auch unter der ständigen Gefahr, für immer kaputt zu gehen. Lustlos wühlte ich mich durch Akten. Soll das die Zukunft sein? Ehrlich gesagt brauche ich das Pulsierende, den Adrenalinkick, die unverschämt schmutzigen Überstunden in der Nacht, den Kontakt zu bizarren Künstlern. Das Amt ohne Wiederkehr ist nur ein Kratzen am Mythos Gutbürgerlichkeit.

Ohne Titel

Das hätte ich wohl gerne: Leben in Auflösung, jenes desperate Gefühl, das einen manchmal überkommt, wenn etwas zu Ende geht und man sich einen festen, fatalistischen Standpunkt sucht, von dem aus man die Szene beobachtet – es fühlt sich an wie fernsehen, einen langen, depressiven Film. In der Tristesse des Morgens nahm ich die Schülergruppe kaum wahr, die neben mir am Bahnhof auf den 9-Uhr-Zug wartete. Erst als das Gerangel um den Einstieg losging und ein fetter Junge sich noch bevor die ankommenden Gäste aussteigen konnten, an mir vorbei ins Abteil quetschte, erwachte ich. Ich rampte ihm den Lenker meines Fahrrads in die Leber und er tat so, als habe er es nicht bemerkt. Wir waren quitt. Unterwegs schrieb ich einige Zeilen ins lederne Notizbuch über die klassische Konstellation von Mädchen-Quartetten: es gibt die Anführerin und die Clownin, die ihr gefallen möchte und es gibt die Intelligente, die nicht gut aussieht und die Stille, die grundsätzlich rothaarig ist. Auf pfälzisch „rothoorisch Wutz“ genannt. Wenn ich als Teenager ein Mädchen und in einem Mädchenquartett gewesen wäre, wäre ich eine Mischung aus der Stillen und der rothaarigen Wutz gewesen.

Auf dem Marktplatz in S. hatte man begonnen, das riesige Festzelt aufzubauen, welches ab übernächste Woche Heimat aller Trinkfreudigen und Feiernasen der Region sein wird. Vom Haus U. konnte ich aus dem Büro ohne Wiederkehr den Aufbau von der Verlegung des Bodens über die Erstellung des Gerippes und das Bespannen mit Planen gut beobachten und freute mich, dass ich diesen Taumel wohl nicht mehr miterleben werde, da ja am Freitag mein letzter

Arbeitstag ist. Freute mich zu früh, wie ein Blick in mein computergesteuertes Zeitkonto zeigte. Denn dort gaukelten an der Stelle, an der exakt null Tage Urlaub stehen sollten nun wieder ein paar Plustage. Die können nicht von ungefähr kommen. Das System administriert sich ja nicht selbst. Echte Menschen müssen das veranlasst haben, damit die Maschine mir sagt: „echte Menschen haben etwas für dein berufliches Fortbestehen getan, aber sie haben sich einen Dreck darum geschert, dich – auch du bist ein echter Mensch – persönlich zu informieren, dass mit der Vertragsverlängerung etwas im Gange ist.“ Tse. Dabei hatte ich mich schon auf ein Leben als Europenner gefreut. Merke für Morgen: Sakko und Hemd und frischasieren.

++Annahme: Der Mensch erreicht seinen höchsten Wirkungsgrad auf der Position, auf der er sich als unfähig erweist. Nachdem ich die tolle T. besucht hatte, kurbelte ich vorbei an der hiesigen Kaserne zurück zum einsamen Gehöft. Die obige Annahme wollte mir nicht aus dem Kopf gehen bis zu einem Nachbargehöft namens S. Erst dort kam ich zu dem Schluss, der Satz ist vollkommener Stuss. „Aber guuuut, Mann, klingt so verdammt guuuut, da machste was draus fürs Blog, damit die da Draußen sich den Kopf zerbrechen (oder auch nicht). Zwischen Hofgut S. und Hofgut R. labte ich mich am Wohlklang des Satzes; mein geistiges Auge beobachtet mich mit feinem Sakko und Hemd und Schönschuhchen im Büro ohne Wiederkehr, wo ich im Prinzip genau auf den Punkt zulaufe, den ich soeben fabuliert hatte: früher oder später werde ich mich als unfähig erweisen und getreu dem Peterprinzip an genau der Stelle hängen bleiben. Wie alle im Rathaus. Wie alle in allen Rathäusern. Vollbezahlt, glücklich und unübertrefflich im Wirkungsgrad.

++Annahme 2: Eine Wirkung, die man mit Nichtwirken erzeugt, ist oft größer, als eine Wirkung, die man durch konzentriertes Wirken zu erzielen gedenkt.

++Die Maschine sagt: „Ich bin zwar aus dem Takt und die menschliche Gesellschaft ist auch aus dem Takt geraten und das Krankenhaus, das du vor einer Woche noch deine Heimat nanntest, ist aus dem Takt genau wie dein maroder Körper, aber hey, ein Leben aus dem Takt ist doch die natürlichste Sache der Welt. Gib mir ne Eins. Gib mir ne Null.“

Ohne Titel

Dass ich morgens aus einem chinesischen Mädchen mit Schuhgröße 36 und einem süßlich riechenden Bettler einen olfaktorischen Akkumulator der Spitzenklasse basteln wollte, sei einmal dahin gestellt. Die Zugfahrt zur Arbeit ist bisweilen bizarr. Auf dem Marktplatz im Städtchen S. steht nun ein 3000 qm großes Zelt. Freitag in acht Tagen kann ich die drei Damen, die für Morgenunterhaltung sorgten während der Zugfahrt, dort treffen. „Ham wir Dich zugetextet,“ verabschiedeten sie mich, als ich ausstieg. Es verblüffte mich, wie viel man über seine Mitmenschen auf einer 20-minütigen Fahrt herausfinden kann.

++Wider Erwarten Stille von Seiten der Personalabteilung im Amt ohne Wiederkehr. Typ im Sakko steht im Regen mit seinen Schönschuhchen. Chef R. rief an und sagte, es habe nichts zu bedeuten, wenn das Computersystem einem aus

dem Dienst scheidenden Urlaubstage anzeige, das sei nur ein Strohhalm, an den man sich klammern könne. Neugierig fragte er nach dem Firmenduell, das Kollege N. angezettelt hat. Komisches Radiospiel im örtlichen Werbesender, bei dem zwei Firmen gegeneinander antreten und Fragen beantworten müssen. Die Gewinner kriegen ein Mittagessen spendiert. Ich glaube, Chef R. liebäugelt, seine Krankheit zu unterbrechen, um mit dabei zu sein. Die Bewohner des Bundesländchens S. können ja morgen ab 9 Uhr gerne mal Reinhören beim örtlichen Werbeschnackschnackradio – aber Herr Irgendlink wird sich hüten, etwas zu sagen, Herr Irgendlink macht die Wikirecherche im Hintergrund. So der Plan. Falls das Amt ohne Wiederkehr gewinnt, ist allerdings etwas ungünstig, denn um zwölf Uhr, wenn der Essensgewinn gebracht wird, arbeitet ja niemand mehr in den Rathäusern.

++Auf dem Rückweg am Bahnhof im Städtchen S. Hartz IV Vollstreckerin B. begegnet, zu spät reagiert und sie hatte mich nicht gesehen und als ich sie rufen wollte, fiel mir auf, dass ich sie tatsächlich nur als „Hartz IV Vollstreckerin B.“ kenne. Verflixt. Ich weiß nicht mehr, als meine Blogleser. So kam ich mir reichlich doof vor, an den vielen Fahrgästen vorbei zu rufen: „Hartz IV Vollstreckerin B., lass uns ein bisschen über das Wetter schwätzen.“ Und ließ sie ziehen.

++Wie Vollmond schob sich die Sonnenscheibe hinter Wolken, eine seichte Wolkendecke hing in der oberen Sphäre und weiter unten gaukelten, wohl nur zur Dekoration, kleinere, dichtere Wolken, denen man mit einiger Phantasie diverse Tiernamen geben könnte.

++Zurück in Z. traf ich Frau B. auf der Straße. Ihr Mann ist vor drei Jahren gestorben und sie trägt immer noch schwarz. Sie fegte Laub, wir wechselten ein paar Worte und zum Abschied wünschte ich einen schönen Tag, worauf sie antwortete, „ich habe keine schönen Tage.“

++Annahme: Die Welt gerät für gewöhnlich aus purem Zufall aus dem Takt; selten steckt perfide Absicht dahinter, ein System zu stören. Wenn man bei den vier Zeilen Einkaufswagen vor dem Discounter einen heraus holt aus der kürzesten Schlange und ihn später wieder in die längste Schlange stellt, entsteht Unordnung und Chaos bricht aus, wenn Alle das so machen. Tun sie aber in der Regel nicht. So herrscht normalerweise ein ausgeglichenes Einkaufswagen-system, weil die Menschen unbewusst eine gewisse Ordnung einhalten. Ich hole grundsätzlich meinen Wagen aus der kürzesten Reihe, weil der am wenigsten abgegriffen ist. SchweinegrippeSchweinegrippeSchweinegrippe. Dabei ist mir sonnenklar, wenn in Deutschland ein Einkaufswagen-depot aus dem Ruder läuft, kann das in China einen Taifun auslösen. Zu Recht gilt der Einkaufswagen als der Schmetterling der Konsumzivilisation.

Ohne Titel

Der gute alte Abe Simpson (aus der Trickserie Die Simpsons), jene Szene vor dem Altenheim, als die Alten voller Elan durch die Tür laufen und Abe laut ruft : „Hurra, wir sind frei!“ mit seiner heiseren Altmännerstimme. Stille legt sich

über die eben noch mit aller Kraft geladenen Alten, die Szene friert ein und einer sagt: „Und was sollen wir jetzt tun?“ Ein braunes Ahornblatt weht durchs Bild.

++Computer sagt nein, als Monsieur Irgendlink sich morgens einloggen will. Das Zeitkonto steht auf Null. Im Amt ohne Wiederkehr herrscht rege Aufruhr wegen dem Firmenduell. Um neun Uhr erfahre ich, dass es vorher aufgezeichnet wird und erst um 11 Uhr gesendet wird. Nur Schund bietet einem der örtliche Werberadiosender. Wenn die Kollegen im Amt ohne Wiederkehr auf Journalist F. und mich gehört hätten, hätten wir das Duell gewonnen. So aber haben die anderen, ein Autohaus aus der Landeshauptstadt das Sternebuffet für den Mittagstisch eingeheimst. Chef R. hat sich tatsächlich aus dem schweren Krankenstand ins Büro geschleppt. Diese Wundernase. Er ist es auch, der dem Computersystem entlockt, dass Monsieur Irgendlinks Vertrag schon gestern ausgelaufen war.

++Es folgte: Verabschiedung mit den Worten „ich komme wieder“ und Kollegin Miss Ellie umarmte mich sogar. Dannper Zug heim nach Z., Krankenkasse, Arbeitsamt und nun bin ich schon auf dem Sprung, Blogkollegin Sofasophia vom Bahnhof abzuholen.

Ohne Titel

Weiß nicht, ob mein Plan so gut ist, die PlusPlus-Texte in ein korrigiertes Script zu verwandeln und sie den treuesten unter den treuen Leserinnen und Lesern zu Weihnachten zu

schenken. Im Prinzip ist das erste Volume PlusPlus abgeschlossen, liegt verteilt auf dem Laptop in kruden Textdateien, und einige Teile sind als Fetzen im ledernen Notizbuch, auf Kritzelzetteln und in anderen Büchern, in die man etwas mit Stift hineinschreiben kann. Sowie fragmentarisch im Hirn. Handlung des Volume 1 der PlusPlus Texte ist die Lebensgeschichte an sich. Deine, Deine und Deine und meine und die Anderer – und dass jeder Mensch das Recht hat, seine Lebensgeschichte zu erzählen, dass es aber nicht jedem Menschen vergönnt ist, es zu tun. Sowie diverse Tricks, wie man es dennoch schaffen könnte, jemandem seine Lebensgeschichte zu erzählen. Indem man zum Beispiel ein Teil seines Lebens dem Postboten erzählt und einen anderen dem Pflegepersonal im Krankenhaus – wohl dem, der einen Psychiater hat, dem er alles erzählen kann.

Oder ein Blog, so wie Moschö Irgendlink. Hehe.

Baulärm dringt durch komprimierte Nebelluft. Mit schweren Dieselmotoren verdichten schwitzende Arbeiter Boden am Rande der Stadt, was bis zu mir aufs einsame Gehöft dringt. Ich sitze auf der Südseite am wunderbaren Freiland-Tresen, den ich vor Jahren zusammen mit Freund QQIka gebaut habe. Kaffee und Vögleinzwitschern, sowie das schrille Krähen des Hahns, während langsam die Sonne den Dunst lichtet.

Ohne Titel

Gib mir ein Immer zwischen zwei Jetzt

vs.

Das Jetzt ist eine Insel im Immer

Die Isobaren des Tiefpreis

Der Kerl mit dem Designerterrier hatte sich auf einer Stahlbank breit gemacht; wie ein Leuchtturm oder eine mächtige Schachfigur beherrschte das Hundchen den Raum. So dass mir nichts übrig blieb, als mich auf einen kalten Stein im Schatten mitten in einem schmutzigen Beet zu setzen, die Szene zu beobachten. Wie das Hundchen knurrend leinezerrend schachmatt einen viel größeren anderen Designhund im Zaum zu halten versuchte, der den Schwanz einkniff, während Frauchen alle Hände voll zu tun hatte, ihre übervollen Design-Einkaufstüten voller Markenware beisammen zu halten. Im Hintergrund eine Ansammlung von über 100 Geschäften mit den gängigsten weltweiten Kleidermarken.

Aus der Sicht des Europenners ist ein Designer Outlet Center die Ausgeburt allen Bösen. Ausgerechnet in Z. hat man vor einigen Jahren das größte seiner Art aus dem Boden gestampft, welches sich in Nah und Fern so großer Beliebtheit erfreut, dass der riesige Parkplatz zwischen Autobahn und den Markengeschäften fast immer voll belegt ist und die

Leute sogar morgens mit dem Flieger aus Berlin kommen zum Einkaufen und abends wieder heim fliegen. Es wäre eine Studie wert, ob die Menschen, die in der Nähe von Designer Outlet Zentren leben signifikant besser gekleidet sind, als anderswo in der Welt.

Ich saß auf meinem Stein und dachte. Dass man sich den Luxus, hier einzukaufen eigentlich nur leisten kann, wenn man in Brot und Futter steht und dazu gehört zur wohlverdienenden Gesellschaft. Jeder, dachte ich weiter, möchte gerne dazu gehören, wenn er das sieht, Glanz, Schönheit, Markenmacht. Es ist wie früher in der Schule, ein unerträglicher Zustand, am Rand zu stehen und nicht in Cliquen organisiert zu sein, ein Außenseiter – klar herrscht in aller Schönheit und Geborgenheit auch gähnende Langeweile, aber das nimmt man für gerne in Kauf, Herdentrieb machts möglich? Egal: im Taumel des gegenseitigen sich übertreffen wollens und des besser aussehen wollens oder wenigstens genauso gut gekleidet sein wollens wie die Anderen, haben sich die Genugverdienenden hier zusammen gefunden, um sich mit bis zu 30 Prozent vergünstigter Markenware einzukleiden. Bringen ihre Designhunde, die zum Outfit gehören mit und ihre quengelnden Designkinder, ihre Designfrauen und -männer und natürlich ihre schicken chrompolierten Designautos.

Blick in einen der Läden, welcher zwei Eingänge hat im Abstand von 20 Metern. Ganz vorne locken Schnäppchenständer voller T-Shirts für nur 15 Euro. Ich gehe hinein, geradezu aufgesaugt vom Tiefdruckgebiet des Preises, fingere an den labbrigen 15-Euro-Hemdchen, Kotzfarbe, falsche Größe, schlecht genäht, widerlicher Schnitt, blicke

mich um und mit einem Mal wird mir die Isobare des Niedrigpreises bewusst. Der Laden ist organisiert wie eine Wetterkarte, durchzogen von Linien gleichen Preises, die sich blasenförmig nach Hinten ausweiten. Nach der 15- Euro-Linie folgt die Zwanziger, die Dreißiger, die Fünfziger und die Hunderter. Frappierend.

Unveröffentlicht: Unbescholtene Welt

Ich lebe in einer unbescholtenen Welt. Ich muss nicht in den Krieg ziehen, wie die Typen vor 90 Jahren, die doch nur Liebe suchten im Kampf gegen den Erzfeind. Ich muss nicht nach Russland stürmen wie die Typen vor 70 Jahren, die doch nur Liebe wollten auf der Suche nach Lebensraum im Osten. Ich muss mich nur mit Alltagsproblemen plagen oder der Schmälerung der intermenschlichen Solidarität, mit Neid und Missgunst im Allgemeinen, Intoleranz, Angst, Börsenkrach und Nächstenhass.

Aber auch das vergeht.

Ohne Titel

Wenn die Welt im Kopf ein genauso starkes Bild ist, wie die „echte“ Welt, ist es dann nicht verkehrt, sich an den Parametern der echten Welt zu orientieren, und krampfhaft daran festzuhalten, anstatt an der Realisierung der Parameter der selbst erzeugten Welt zu arbeiten? Gefragt: blockieren

einen die Vorgaben in der angeblich echten Welt zu sehr, um sich der Welt im eigenen Kopf hinreichend zuzuwenden? Oder aber: wenn du einen verwilderten Garten dein Eigen nennst und dich täglich über die Verwilderung ärgerst, tief im Innern dir aber einen gepflegten Garten vorstellst, solltest du dann nicht anfangen, dem bestehenden echten Garten mit Spaten und Hacke zu Leibe zu rücken, ihn zu roden, um deinen Traumgarten endlich wahr werden zu lassen?

Ohne Titel

Das örtliche Wahllokal muss erwähnt werden. Es befindet sich in einer kleinen Grundschule, an deren Außenwänden im Schulhof die Kinder allmögliches Getier gemalt haben, Elefanten, Löwen, HundKatzeMaus. Ich erinnere mich, dass ich einmal eine Kuh gemalt habe, deren Euter aus Zündkerzen bestand. Das ist lange her, ich glaube, es war mein erstes und einziges Bild, das ich in der Schule gemalt habe. Dann verließen wir die Stadt und ich kehrte erst ein viertel Jahrhundert später zurück.

Dreißig Autos vor dem Wahllokal, ich der Einzige, der mit dem Radel durch die düstre Waldschlucht gekommen ist. Stelle das Fahrrad so, dass man es nicht sieht – die denken doch sonst alle, der wählt Grün, wenn sie mich mit dem Radel sehen. Sie scheinen zu tuscheln zur besten Morgengebetszeit. Im Foyer liegen einige Jacken, die von Kindern vergessen wurden, allesamt gelb und auch ein paar Schuhe stehen da, auch gelb mit blauen Schnürsenkeln. Wenn das die Wahlbeobachter der OSZE mitkriegen sind wir geliefert. Noch während ich mich innerlich köstlich über die Gags mit dem Fahrrad und der Gesinnung und den gelben

stinkenden Kinderklamotten amüsiere, fülle ich etwas linkisch den Wahlzettel aus. Bewundernswert, wie die Kollegen Wahlhelfer zu viert in dem Lokal lümmeln, stark wie ein Mittelstand; besonders gefällt mir die Frau mit den eigelben Haaren, sie prüft die Wahlbenachrichtigung und sagt: „Gelben sie den Stimmzettel bitte in die Urne bei meinem Kollegen, gleich hier rechts,“ und während ich ihr brav gehorche fügt sie hinzu, „ja, so ist es recht“ und der Kollege lockt mit den Worten; „fühlen sie sich frei, demokratisch zu wählen.“ Mir wird gelb vor Augen. Mit Mühe und Not bewahre ich die Kontenance, „nein, ich werde Euch nicht anschwärzen,“ sage ich mit hochrotem Kopf, drehe mich links um und verlasse den Schulraum. Vorbei die Zeiten, in denen man mir hier den roten Teppich ausgerollt hat. Später im tiefgrünen Wald umweltbewusst mit meinem Radel durch die

Ohne Titel

Muss verrückt sein. Auto gekauft. Zeitungsjob gekündigt. Neuen Job angenommen. Kunst wieder hintangestellt. Dabei lief diese Woche der Kunst bestens. Schnuppern am Braten der Freiheit. Typen wie mir bekommt die Freiheit nicht. So leid das tun kann. Der leichte Druck, den der Lohnerwerb auf einen ausübt ist das Garn, aus dem ich meine Stoffe webe. Soeben entdecke ich bei der werten Sofasophia „Gebete als mäandrierende Wege durch die Labyrinth der eigenen Kraft begreifen“ – weiß noch nicht, was ich damit anfangen kann, aber klingt guut, so verdammt guut. Das muss man sich mal im Hirn zergehen lassen.

Nun hocke ich hier mit der neuen Karre und dem neuen Job, sämtliche Türen zur Vergangenheit zugeschlagen und die Kunst auch wieder beendet. Ein paar neue Bilder sind unterwegs – das Erotten-Bild einen Artikel zuvor gehört auch dazu. Das reicht aber nicht für eine Ausstellung. Das Schöne an der Kunst ist das Kunstschaffen. Man sollte gelbe und blaue und schwarze Farben bevorzugen sowie die Striche von links nach rechts ziehen.

Paar Tage her, dass Journalist F. zu Besuch war und man über die Kunst schwadronierte und ich weiß nicht wie, aber irgendwie kamen wir darauf zu sprechen, Kulturgelder zu beantragen und auf dem einsamen Gehöft ein Maislabyrinth zu bauen, in dem sich zwölf Künstlerinnen und Künstler verbergen, das Labyrinth der Meister oder der Maister? Kurzum diktierte mir Kulturorganisatorengottheit F. den Antragstext und ich kritzelte das Ganze mit B5 Bleistift fettig auf die Rückseite der Ausschreibung, immerhin 4000 Euro Zuschuss kann man beantragen – ich weiß nicht, ob ich den Antrag stelle. Dieser ewig mahlende Konflikt der Kunst. Man könnte es so leicht haben und sich im Job zurück lehnen, nichts denken, sich keine Sorgen machen.

Zweischneidigkeit

Über die Zweischneidigkeit der Entscheidungen wollte ich schwadronieren, ist schon paar Tage her. Ich vermutete ein Irgendlinksches Problem, das sonst niemanden betrifft, aber vielleicht ist es doch allgemeingültig und auch andere Menschen hadern mit Entscheidungen?

In der Regel sind Entscheidungen leicht zu fällen. Ja und Nein sind klar getrennt. Auf einer Skala hat man sich die Vor- und Nachteile der jeweiligen Entscheidung notiert und es dominiert normalerweise eine Seite. Was aber, wenn Ja und Nein, bzw. die Argumente für Ja oder Nein derart eng zusammen liegen, dass es fast egal ist, ob man Ja oder Nein sagt? Beide Werte sind gleich-gütig. Dann hat man ein Problem. Messers Klinge beidseitig verletzend scharf. Egal was du tust, die andere Seite wird Dir eine Verletzung zufügen.

Diesertage im Univerum Irgendlink so viele dieser Entscheidungen, sei es nur, der armen Redakteurin D. zu verkünden, dass ich, Monsieur, Kaiser und Gott, nicht mehr für sie schreibe – mit dem Nein kommen die Gewissensbisse und die Reue, ich hätte können auch Ja sagen. Doch nun ist es zu spät. Der Job ist weg. Gehe nicht über Los, gehe vor allem nicht zu dem brechreizerweckenden Chöretreffen irgendwo da draußen auf dem Land, um darüber einen Artikel zu schreiben. Ohja, so zweischneidig war die Sache vielleicht gar nicht. Nicht dem Chörewettlingen beizuwohnen ist eine Großtat, Monsieur Irgendlink.

Oder die Karre, die Monsieur kaufte: schon gleich nachdem ich den Kaufvertrag unterzeichnet hatte kochte Reue, wie kannst Du nur, das ist unglaublich, soviel Geld kannst du in zwei Jahren nicht ausgeben und bist du dir darüber bewusst, dass du gerade zwei Jahre Leben geopfert hast, nur um ein Auto zu besitzen? Zwei Jahre Leben allerdings, in denen du mit dem Auto ans Nordkap fahren kannst, oder nach Griechenland oder nach Bern 😊. Okay. Das Auto ist eine Fehlinvestition, verleitet zu Faulheit und Dekadenz, aber triff

mich die Schuld? Naahhein, schuld sind die Erbauer ... welch eigenwillige Kunstbübchenmentalität.

Wassen noch auf meiner Liste der Zweischneidigkeit? Ein Wichtiges war noch, bei dem Ja und Nein derart dicht, geradezu untrennbar beieinander lagen, dass es unweigerlich wehtut, eine Entscheidung zu treffen? Ach ja: ich arbeite wieder als Tacker. Die positiven Seiten des Tackerns: während man schöne Möbel baut, kann man mit Kollege T. prima Quatsch machen. Negativ: jede Menge Lebenszeit an windige Lebenszeitspekulanten verkauft.

Bilanz: Über dem Ja steht knapp jene Phase der Großworte, in welcher ich mit Kollege T. diskutierte, wie unsere Biografien, die unbedingt geschrieben werden müssen, heißen sollen. „Ich T., Tacker und Gott“, sag ich ihm, „das wär doch ein guter Titel für deine Biografie?“ „Mhm, nicht schlecht. Und die Biografie vom Owner?“ fragt T. „Ich bin dann mal Chef“, schieße ich heraus. Wir lachen. „Meine Biografie?“, schaue ich herausfordernd zu T. der gerade ein neues Möbelstück fertig gestellt hat. „Tritt näher, er ist kürzer als du denkst“, frotzelt er. Mistkerl.

Aber hey, ich kann doch meiner Biografie keinen Titel geben, der über fast allen Urinalen zwischen Rostock und Saarbrücken prangt, oder?

Kurzum: mein Ja zum Job als Tacker ist alleine durch den obigen Dialog mit Kollege T. gerechtfertigt (der wäre nie dialogisiert worden, wenn ich nicht wieder als Tacker arbeiten würde). Ihr seht, die Entscheidung ist verdammt knapp.

Ohne Titel

Ein zu großes Spektrum im Kopf. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass es schwierig ist, die Dinge aufzuschreiben. Schließlich besudelt das Konglomerat unserer Erinnerungen doch stets auch die kristallklare und einzigartige Gegenwart, so dass es sein kann, dass ein erlebter Moment sich mit Gefühlen und Ideen mischt, die Jahrzehnte zurück liegen. Dem Kopf ist das scheißegal. Er denkt und denkt und denkt und der Körper unter ihm durchlebt und durchlebt und durchlebt.

Ist über zehn Jahre her, dass ich am Kaffeetisch saß mit meiner uralten Oma, die obendrein Schwierigkeiten hatte mit dem Denken, wie das bei alten Leuten so üblich ist und sie herausplatzte: "Was könnt ihr mir geben, was könnt ihr mir geben, was könnt ihr mir geben ...?" und alle am Tisch sie anstarrten und nicht wussten, was sie damit sagen wollte; nach einer Weile hörte sie ganz von selbst auf, zu quengeln, aber ich merkte mir den Spruch, oder soll ich besser sagen, mein Hirn speicherte den Spruch bis vorgestern in einem Monstermedienmarkt, wo es allmögliches Zeug zu kaufen gab und ich nach getaner Arbeit zwischen den Regalen schwadronierte und Ausschau hielt nach dem ultimativen Produkt. Ein DVBT-Empfänger wäre nicht schlecht oder die dritte Staffel Prison-Break oder ein Drucker oder ein digitaler Bilderrahmen, siehmal, die stehen ganz vorne bei der Kasse und sind echt billig. Als ich noch im Amt ohne Wiederkehr gearbeitet habe, habe ich erfahren, wie natürlich es ist, aus Frust einkaufen zu gehen und sich dadurch, dass man ein schönes Ding für sein sauer verdientes Geld kauft, ein bisschen entschädigt für die schreckliche Qual, die man in der

Lohnsteuerklasse-Eins-Hölle erdulden muss. Meine Schwester hat mir das Problem schon vor 15 Jahren erklärt, wie sie teure Handtaschen, gemacht aus dem Leder junger Schlangen kaufte, um sich besser zu fühlen um 17Uhr30 nach einem elend verwirkten Achtstundentag.

Wir Lohntacker sind grundlegend glückliche Wesen. Auch wenn es manchmal hart rangeht und wir in kürzester Zeit Unmengen Möbel bauen, haben wir dennoch wunderbare Tage, in denen wir derb bis philosophisch scherzen und dadurch unser Leben versüßen. (Nicht zuletzt verdanke ich das dem glücklichen Umstand mit dem besten Kollegen der Welt, T., zusammenarbeiten zu dürfen.) Wir Tacker müssen abends nicht zwanghaft in Kaufmannsläden nach Taschen aus Schlangenleder Ausschau halten. Aus purer Gewohnheit in der Zeit im Amt ohne Wiederkehr, schaute ich in dem Medienladen vorbei, Phantomschmerz könnte man das nennen, stellte aber fest, es ist nicht nötig, einen Gegenstand zu kaufen, um, glücklich zu sein, denn der Tag in der Möbelwerkstatt war erfüllt genug, schon verlasse ich den Laden mit dem klasse Spruch meiner Oma, nach all den Jahren noch immer im Hirn, was könnt ihr mir geben, was könnt ihr mir geben, was könnt ihr mir geben und zeige nicht das geringste Erbarmen, als ich auf den Schnäppchenregalen neben der Kasse voller willenloser Gegenstände lese “ Nimm mich mit“ oder „billig wie nie zuvor“.

Was könnt ihr mir geben?

Wenn es nur Tacker gäbe auf der Welt, dann wäre sie auch noch in Ordnung. Es gäbe keine Kriege, keinen Neid, keinen Hass, keinen Frust und es würde auch nichts Ungetackteres

produziert, konsumiert, verkauft, verurteilt, freigesprochen, gekauft, verwaltet, gegessen, getrunken, oder benutzt, um sich den Hintern abzuwischen. Jaja, die Welt wäre eine Glücklichere, wenn es nur Tacker gäbe. Große Bücher würden geschrieben und an langen lauen Sommerabenden säße man auf frisch getackerten Loungemöbeln beisammen, um in großen Stadien, die mehrere 100.000 Menschen fassen den neuesten Tackergedichten zu lauschen:

Tack!

Tack auch, wie gehts?

Solala, hab doch tacksächlich im Lotto gewonnen!

Näh. ächt, Tackelnocheins, du hass aber n Glück.

Joa, geht so, Hauptgewinn war ne Eintrittskarte zur Tackerlyriklesung.

TickitackTickitack, Det is dein Glückstack.

Wills mittkommn?

Yep ...

Und so weiter und so fort. Die Tackerlyrik ist eine einfache, bahnbrechend nobelpreisverdächtige.

Schmutz unterm Teppich der Erinnerungen

Fotostreifzüge durch die große beschauliche Hauptstadt B. im kleinen Land Sch. führen mich u. A. zum Zentrum Paul Klee, wo man die Straßennamen sinniger Weise nach Titeln seiner Bilder benannt hat: *Teppich der Erinnerungen* etwa; mein Gott, was gäbe ich darum, wenn ich sagen könnte, „ich wohne Teppich der Erinnerungen 31337.“ Welch grandiose Adresse. So begnüge ich mich, die Schilder auf Speicherchips zu bannen und überlege, während ich durch das moderne Wohnviertel radele, einen Blogartikel, der sollte heißen Schmutz unterm Teppich der Erinnerungen; tragend sollte er sein und voller Würze, etwa eine Mischung aus Lebensratgeber und Schmachtschmonzette, also etwas Ernstes für die Sinnsuchenden unter den Lesern mit einem bisschen Tränendrüsendrücken und ein wenig Schmunzeln.

Wie das so meine Schreibart ist.

Aber verflixt, ich kann jetzt keinen tiefgreifenden Artikel schreiben. Es überkommt mich stets eine unheile Eile, wenn ich in fremden Landen konsequent denken soll.

Kontinente verlassen den Planeten

Cousine Monika hat es gesagt in einem Kommentar bei Blinkyblanky, etwa so: “Die Kontinente verlassen den Planeten.” Notiz für den Zettelkasten – du musst dir nur vorstellen, das pelzige Asien und das freche Frettchen Europa und das von Kleintierneurosen geschüttelte Amerika, wie sie sich unnötigen Ballast aus dem Fell schütteln auf der aussichtslosen Suche nach einem besseren Planeten.

Einst: Tagesreisen

„Tagesreisen voneinander entfernt liegen einzelne, mit Rindsleder gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten.“

Die Vitrine in der Augenklinik mit den uralten Brillengestellen, den Zwickern, Monokeln, medizinischen Reliquien, sowie die Ahnenleiste mit den Fotos von an die 120 Ärzten und Ärztinnen, die in den letzten 40 Jahren dort gearbeitet haben. Grotesk wirkte der Zettel, auf dem Obiges geschrieben stand und welcher in der Vitrine ausgestellt war. Ein alter Sehtest vielleicht, verschnörkelte Schrift ...

„Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel, schwärmen in der Steppe umher.“

Tagesreisen voneinander entfernt; was für ein Wort im Zeitalter des Bruchteilvonnsekundenreisens im Internet.

Nur ein Tackerwimpernschlag ... geh ich nun schuften.

Wer das liest sieht gut.

Google kann alles

Google kann alles, Google weiß alles und alles, was Google noch nicht weiß oder kann, wird es irgendwann können oder wissen. Irgendwann wird es keine Menschen mehr geben und auch keine Tiere und Pflanzen und Planeten und Weltalle,

weil alles Google sein wird und selbst Gott wird irgendwann nie existiert haben, weil die Ewigkeit zu Google wurde.

Seit Wochen flachse ich mit D., um das Google-Ding, sei es, dass Google Kartoffeln kochen kann, oder Steuererklärungen schreiben, sich den Hintern wischen oder Auto fahren – angefangen hat alles damit, dass ich in der Suchzeile des Browsers eingab *1,62 CHF in Euro* und Google mir sagte: *1,07 Euro*. Hey, und das ist doch mal ein Superpreis für einen Liter Benzin, oder? Tief in der Schweiz genauer im Kern von Bern, überlegte ich, ob es nicht besser wäre in das kleine Gebirgsland überzusiedeln, dem man nachsagt, wenn man es mit einem Nudelholz plattwalzt, ist es größer, als die größten europäischen Staaten, weil es so viele Falten hat, Schluchten und Berge. Ich verwarf den Umzugsgedanken aber recht schnell, beim traurigen Blick in die Regale eines Supermarkts. Deftige Preise, die selbst Google die Tränen in die Augen drücken dürften; das einzig Billige scheint Benzin zu sein, ich tankte voll und verließ das Land.

Von den Zielen

Frühmorgens von Mardern geweckt, Revierkampf auf dem Dach und Wind.

Sist Wind, sist Wind, sist Wind, der an den Nerven zerrt.

Dennoch geduscht, rasiert, Kaffee gekocht.

Alltag lang.

Noch immer Glut im Ofen.

Sofasophias Mahnung im Kopf: Ziele sollte man sich setzen, hat sie sinngemäß gesagt. Nur gesetzte Ziele sind erreichbar. Nur gesetzte Ziele sind existent. Aber auch: gesetzte Ziele üben einen gewissen Druck aus. Sollte ich für 10 gebaute Loungemöbel eine Seite schreiben? Oder für 25 gebaute Loungemöbel eine quadratmetergroße Bildtafel kreieren? Oder es so tun wie Kollege T.: jeden Tag eine Stunde an der Umgestaltung der Wohnung arbeiten?

Die allgemeine Relativitätstheorie zur Erreichung eigener Interessen im gefährlichen Dschungel der Fremdinteressen, an deren Verwirklichung man alltäglich arbeitet, schießt es mir durch den Kopf. Ich reibe die Haare trocken, den Körper, ziehe mich an, bereit, mich in den Mahlstrom des Pendlers einzuspeisen.

Ohne Titel

Drei von fünf Tagen der Woche mit trüben Gedanken erwacht; nur vehementes Tagesmanagement gemütsaufhellend. Irgendwann um kurz nach Acht mitten im Wald auf einer Lichtung ein bisschen Sonne – ich stoppte, zückte den Fotoapparat und stellte fest, es ist zu spät.

Verboten 2

Etliche Stunden an einer Bildtafel geschuftet. Nr. 2 aus der Verboten-Serie, Normalgröße 1×1 Meter als Poster. Oder 40×40 cm auf Aludibond, 3mm, Langzeit-UV-Schutz.

Auf Wunsch können die Verbotentafeln auch auf Garagentorgröße gebracht werden 😊

Bis Weihnachten möchte ich Verbotentafel Nr. 3 und die Zahlentafeln 4 (Nr. 168-222) und 5 (Nr. 223-277) anfertigen.

Ich stelle fest, dass meine Arbeitsweise trotz offensichtlicher guter Ordnung höchst chaotisch ist. Die Festplatte birgt über 60.000 Fotos, welche mir als Quelle für serielle Bildtafeln wie das obige Verboten 2 Blatt dient.

Verboten 1

Erstmals veröffentlicht und in einer Mainzer Galerie gezeigt am 5. Dezember 2008. Ein Jahr her. Bis zu Verboten 2 – einen Eintrag zuvor – gab es von mir kein veröffentlichtes Kunstwerk. Aber ich habe intensiv mit der Anhäufung von Daten gearbeitet. Alleine die Bernserie wird 15 Bildtafeln bringen, Saarbrücken und Nürnberg habe ich auch erst dieses Jahr portraitiert, auf meine spezielle subversive Art, Städte zu portraittieren. Das ist es. Mein Stil. Ich habs gefunden. Schon 2003.

Ohne Titel

Liegt mir der Owner schon seit Tagen in den Ohren, ich soll mal wieder was schreiben. Saftige Tackerstory zum Beispiel; sag ich dies ist die Zeit der Bilder und nicht der Worte oder denke es zumindest oder vermute, es gesagt zu haben. Momentan ausgelastet durch Kunst. Was niemand weiß: dass ich mir das gesamte Wochenende und die Nächte um die Ohren schlage, um die neuen seriellen Fotos zu kreieren. An einer Bildtafel arbeite ich sechs bis acht Stunden. Es ist nicht damit getan, die Bilder einfach zu mischen und per Bildbearbeitung auf ein Blatt zu setzen – Musiker nehmen ja auch nicht einfach Noten und schreiben sie wahllos in Reihe, wie auch Schriftsteller und Schriftstellerinnen nicht wahllos Buchstaben kombinieren können.

In allem was ich tue liegt die Erkenntnis, dass das Einfache zwar immer über das Komplizierte triumphieren wird, dass aber das Komplizierte im Einfachen dem Gesamtwerk eine gewisse Würze gibt. Dies unterscheidet Kunst und Handwerk.

Ein schräger Blick durchs Westfenster haftet an gelbblättrigen Bäumen, wie sie sich langsam aus der Dämmerung schälen und mit jeder Minute mehr Farbe gewinnen. Es geht gegen Acht, wenige Minuten Zeit ein paar Zeilen zu hacken.

Der Zeit der Bilder wird die Zeit der Worte folgen; nach den Worten kann nichts mehr folgen?

Endzeitgeschwafel

Pure Psychologie. Alles?

Die Gesundheitstermine ab 40 sind lästig; dennoch lege ich eine gewisse Disziplin an den Tag, spätestens seit dem letzten Sommer, in dem ich mit so einer Art Sterbebett Bekanntschaft gemacht habe, mit dem letzten Hemd, das in der Tat keine Taschen hat, mit einem Abschluss im Geiste, einer Demut, die zu erlernen es Jahrzehnte dauert.

Alles wurde wieder gut.

Aber hin und wieder verschlägt es einen in Arztpraxen, deren Böden seltsamerweise gruselig aussehen, Linoleum oder PVC, Hygiene überall – soll das Muster der Böden in Arztpraxen die Patienten etwa an das marode Aussehen ihrer Organe erinnern?

Mitgenommen starrte ich auf den Boden, hinüber zur Wand, Blick schweift vom mitgebrachten Buch über laut hustende Menschen, ein röchelndes Kind, eine stark geschminkte 50-jährige zum Plakat für Grippeimpfungswerbung zurück ins Buch, so kriechen die Sekunden und vereinen sich zu Minuten.

Bis eine Arzthelferin durch die geschlossene Tür des Behandlungszimmers laut nach der Kollegin ruft, diese den Ruf aber nicht hört, die Arzthelferin schließlich die Tür aufreißt, an mir und anderen Patienten vorbei rennt, ein paar Seiten des Buchs vom Luftzug nach rechts geschleudert – im Behandlungszimmer röchelt ein Mann unter den

Nachwirkungen eines Allergietests, man redet ihm gut zu, bleiben sie bei uns, doch er sackt weg – mehrere Arzthelferinnen den Flur zurück rennen, die Seiten im Buch nach Links geschleudert werden, sie die Beine des Patienten auf den Tisch legen und ihn zu dritt halten, eine ruft: “Ruf die Frau Doktor”, Wind im Flur Buchseiten hin, her, Seite 334 “Er beschäftigte sich eine ganze Weile mit dem Inhalt des Computers.” Alle Wartenden schauen entsetzt und bangen mit dem Team und mit dem Dahingesackten. Die Doktorin kommt schnell aber ohne zu rennen.

Buchseiten her, Seite 308 “Sie trat einen Schritt in den Flur ohne zu zögern.” Schlagartig geht es dem Dahingesackten besser.

Nichteinmal muss sie ihn wiederbeleben, wie alle vermutet haben, er überlebt ganz von alleine.

Sogar kann er aufstehen, um sich hinüber zur Liege zu begeben.

Von zwei Arzthelferinnen gestützt, langsam an mir vorbei, Buchseiten stehen still: “Er notierte sich die Uhrzeit. Es war 16:18 Uhr.”

Der wird wieder, denke ich und klappe das Buch zu.

Die Psychologie entscheidet über Leben und Tod. Ich starre zum Boden, erfreue mich am ruhigen Muster, welches gewiss ein äußerer Spiegel der Verdorbenheit unser aller Organe ist, schaue zur Wand, zu den anderen Wartenden. Sie husten und atmen dennoch.

Auf.

Blick auf meinen Pullover. Die Vorderseite spannt auf dem Bauch. Erstmals fällt mir der Spruch auf diesem Cinque-Pullover auf: "Imagine How Much Fun It Must Be To Work At ..." steht in kleinen Buchstaben unauffällig unter dem Motiv, welches einen Stern zeigt.

Was soll das heißen? frage ich mich. Dass es Spaß macht in einer Tackerwerkstatt zu arbeiten? "Denk mal wieviel Spaß es macht, zu tackern ..." Zu einfach. Dass es Spaß macht, an einem selbst erdachten Projekt, nenns dein Leben, zu arbeiten? Oder möge, wie der Ire sagt, der Weg mit dir wachsen?

Was bisher geschah ...

"Als junger amerikanischer Drehbuchautor wüsste ich gewiss um die Magnifikanz des Cliffhangers am Ende jeder Episode und würde die Technik bewusst einsetzen, um den Zuschauern den Mund wässrig zu machen nach einer Fortsetzung." denke ich, es ist 11 Uhr früh am Abgrund einer hochgradig durchwirkten Woche, der jeglicher Anspruch auf 'normales Leben' abhanden gekommen ist.

"Nicht schlimm", denke ich in Düsseldorf, die Uhr einer Kirche schlägt sieben, es ist gestern, Kollege T. hat sich in ein cooles altes Schwimmbad verabschiedet, welches bestimmt schon im 19. Jahrhundert erbaut wurde, mitten in der Stadt. Ich, Badehose vergessen, laufe ziellos durch die Stadt und

überquere einen dunklen hundert Meter breiten Graben, in dem Eisenbahnen sausen. Das Tal der Düssel. Es gibt offenbar wirklich einen Fluss namens Düssel. Tse. "Hier müsstest du jetzt paar Fotos schießen, die Straßen und sonstige Abstraktionen der Stadt einfangen", denke ich und in meinem Schädel wächst die Vision des reisenden Fotografen, der wie eine Viehherde durchs Land zieht und die seltsamen Weiden seiner Gegenwart abgrast nach neuen Motiven, nach einer neuen Bildsprache.

"Die Lohntackerei hat mich hierhin verschlagen, verflucht nochmal," denke ich in einem Hotelbett liegend mittwochabends am Rande des Ruhrpotts. Die Glotze dudelt, Kollege T. neben mir halbtot von einem 18-Stunden Arbeitstag. Bettwäsche riecht nach Rauch. Normale Menschen würden sich in diesem Zimmer keine fünf Minuten aufhalten, wir aber: wie sündhaft teuer es doch ist und wir sind müde, sediert vom hektischen Tag. Am nächsten Morgen wird es ein schäbiges Frühstücksbuffet geben mit Eiern, die man hundert Stunden lang gekocht hat.

"Schwarzer Marmor strahlt eine besondere Würde aus," denke ich flachsend mit mir selbst, ich weiß nicht mehr wann. Dazu passend hat man die Lohntacker engagiert, eine gemütliche, schneeweiße Lounge aufzustellen, quelle Contraste. Für Achtzig Gäste ist bestens gesorgt, es gibt: Videos, DJ, Licht, man serviert Krabbenspieße.

Einsames Gehöft, jetzt. Tippe die Zeilen. Der Ofen gurgelt. 9 Grad Celsius in der Künstlerbude. Genauso warm wie draußen. Sonne embeddet in Dunst.

Wendekreis des Rasierapparates

Rotzgelotzen. Abgehalfterte Omega-Promis geben sich die Ehre bei Tisch.

In der Werbepause merke ich, dass bald Weihnachten ist. Man wirbt für Pralinen, Parfüm, Sinnloses und Rasierapparate. Vorbei die goldene Zeit, in der fast nur für Autos geworben wurde. Wir leben Rasierapparate – ahahaha.

Vorhersehbare kleine Werbewelt. Alle Jahre wieder. “Wendekreis des Rasierapparats” schießt es mir in den Sinn, als ein 24 Zoll großer utopischer Rasierapparat mit zehntausend scharfen Klingen gezeigt wird. Für nur 79,90 Euro. Das ist nicht zu viel. Hey, aber das Wort Wendekreis des Rasierapparats in frecher Anlehnung an die beiden Miller-Romane, Wendekreis des Krebs und Wendekreis des Steinbocks, gefällt mir.

So suhlt man sich in Worten.

Heute in der Landeshauptstadt Bilder für Ausstellung abgeliefert und eine Ausstellung zum Thema Geld besucht. Ein Kunstwerk zeigte einen leeren Koffer auf der Straße mit einem Zettel “Ich bin reich, ich brauche das Geld”. Witzig. Wir werfen alle unser Geld rein viele bunte Scheine und setzen uns neben den Koffer wie Bettler, fotografieren uns gegenseitig mit unseren 3000 Euro teuren Kameras.

Ohne Titel

Windige Nacht. Sechs Uhr schon wach, weil ich vergessen hatte, die Tür offen zu lassen für die Katze. Sie kratzt im Fall dann so lange am Teppichboden, bis ich mich aus dem Bett schäle. 13 Grad warme Künstlerbude, Nieselregen und sogleich dieses Schmunzeln im Gesicht, weil mir der Titel des Blogbeitrags untendrunter in den Sinn kommt. "Wendekreis des Rasierapparats" Henry Miller wäre stolz auf mich. Was das wohl auf Englisch heißt? "Tropic of Shaver" Ein guter Titel.

Nun zum Amt, Fahrerkarte beantragen, was zusammen mit Führerschein und biometrischem Passbild knapp 100 Euro kostet. Aber immer noch billiger, als die Buße von 500 Euro plus vier Punkte fürs Fahren ohne Fahrerkarte.

Kopf vs. Hand

Hum. Alle Ideen sind morgens, sowie die Energie, sie auszuformulieren ebenso. Abends nur noch zu rein körperlicher Arbeit fähig. Formuliere an einer Hirnkurve, die den Denkenden im Lauf der Zeit zeigt. Je älter, desto mehr drängt sich das Ideentum in den Morgen. Ich erinnere mich, früher, Jahre her, sind mir auch nach zehn Uhr früh tolle Dinge eingefallen, die ich aufschreiben konnte oder zeichnen oder fotografieren.

Gestern Abend sagte ich zu Kollege T. Muss heim, muss schlafen. Zu Hause jedoch Arbeitshandschuhe übergestreift und den Grundstein für die Galerienovierung gelegt,

während eine Rockband in dem Raum probte. Das versetzte mich in einen seltsamen Musikrausch und ich hätte Lust gehabt, gleich mit dem Presslufthammer zu arbeiten. Wenn es zur Musik gepasst hätte.

Februar hätte ich gerne die Galerie winterfest renoviert. Hoffe auf viele lange Abende, ohne störendes Denken. Merke: ist der Kopf leer, klappts mit den Händen umso besser. Und umgekehrt?

Ein 64 Meter tiefes Loch bohren

Es ist tatsächlich so, wie Bredenbergs im Kommentar im Artikel zuvor sagt: die guten Ideen kommen früh und wenn man sie nicht sofort aufschreibt, gehen sie verloren. Mal ist es eine Szene wie aus einem Film, mal ein kurzer Dialog, mal die Idee für eine skurile Figur, die man als Held eines Romans ausformulieren könnte, manchmal sind es einige avantgardistische Satzketten.

Wenn ich montags nicht ins lederne Notizbuch gekritzelt hätte : “Schulmädchen wartet im Regen auf Bus” und mich anhand dieser Notiz nun erinnern kann: Kollege T. saß neben mir im Auto und sagte: “Es ist neun Uhr, das ist viel zu spät für die Schule.” – “Na gut, die will zum Pornocasting”, scherzte ich politikalisch incorrekt und wir lachten die dreihundert Meter bis zur Arbeitsstätte – wenn ichs nicht ins Notizbuch geschrieben hätte, ich hätte das glatt vergessen. Genauso wie das 64 Meter tiefe Loch, das wir im Prinzip gebohrt haben binnen weniger Stunden an diesem

Montagmorgen. Einige Teile der Möbel, die wir bauen, müssen nämlich mit Löchern versehen werden, damit man sie verschrauben kann. “Nur noch 2000 Stück,” sagte Kollege T., “dann haben wir es geschafft.” – “wieviel Meter issen das, 2000 Stück?” frage ich. Kollege T. grübelt, das Ding ist 16 mm dick, macht bei 2000 Stück 32000 Millimeter und da es zwei Löcher sind, die wir bohren sind das 64 Meter. Boa.

Was noch ins Notizbuch gekritzelt? “Ein Tag zum Ende-der-Liebe-Story-schreiben, unterbrochen durch Werbung.” Puuh, das ist starker, antikapitalistischer Tobak, garniert mit der Pflicht zu fühlen. Müsste ich jetzt viel nachdenken, um die Skizze auszuformulieren, mache ich jetzt nicht, leg ich mich lieber ins Bett.

Was bleibt ist das graue Bild vom Mädchen unterm Regenschirm, verloren an der Überlandbushaltestelle. Ich kenne den Maler, der dieses Bild malen könnte, Cousin S.

Wort zum Montag

„Nichts ist schön und es muss auch nichts schön sein. Die Welt darf hässlich sein und das Leben unangenehm.“

Fundstück, datiert auf den 2. Oktober 2009.

Die Woche kann ja heiter werden

Die Welten, die ich schuf

Weiß gar nicht, wie ich es zur Vernissage übermorgen schaffe; Viren, Bakterien und Mikroben legen den Körper lahm. Der stand morgens arglos unter der Dusche, Hirn fabulierte Ideen, "schreibs auf Mann", befiehlt der Hand, sowie Achselhöhle, Kniekehle und andere unzugängliche Bereiche zu waschen. Rasurverzicht. Möbelbauer müssen nicht rasiert sein.

Nugut: Ideen unter der Dusche, die ich auf Kritzelzettel rettete und später ins Notizbuch heftete. War 'ne Figur fürs Jakobswegbuch dabei, die ich grob skizzierte. Ohne viel zu schreiben, geht es mit diesem Buch voran, sowie mit dem bauesoterischen Krimi. Gerne würde ich ja behaupten, ich blogge nicht mehr, weil ich so viel Kommerzzeug schreibe, aber das stimmt nur bedingt. In erster Linie bin ich faul, müde und im Winterschlaf.

Die Welten, die ich schuf – im Kopf allein – kamen, gingen, ohne dass jemand sie erlebte?

Wollen wir nicht hoffen, dass es so weit kommt.

Kunst ist im Verein am Schönsten heißt die Show. Zu sehen gibts Verboten 2 und ein winziges weiteres Kunstwerk, sowie viele andere Kunstwerke von vielen anderen KünstlerInnen.

Buch der Szenen

Woran es wohl liegt, dass z. Zt. zwar viele einzelne Bilder sich ereignen, die man prima ausformulieren könnte und zu größerem arrangieren, aber noch immer der Masterplan hapert? Ist die Sache einfach zu groß, genau wie Bern, welchem ich mich auf fotografischer Ebene näherte, aber es will und will nicht gelingen, die Bilderserien zu komponieren.

Ha, komponieren. Vielleicht müsste man denken und fühlen, wie ein Musiker, um die Einzelteile Note für Note zusammenzufügen.

Und vielleicht ist der Weblogstyle gar nicht mal so übel. Verschlagworte deine Welt und verbinde die Punkte. Erst Punkte (Szenen), dann Linien, dann Formen.

Ohne Titel

Telefon steht nicht mehr still. Frühmorgens habe ich es in einen Traum eingebaut. Ich träume, das Telefon klingelt, ich, Faulpelz, gehe nicht ran. Später wähle ich die Nummer, welche auf dem Display gezeigt wurde, jemand meldet sich Hallo und verflixt wer ist Hallo, peinlich genug nicht zu wissen, wer das ist, noch peinlicher, es zuzugeben. Hallo gibt seine Identität nicht preis. Wir vereinbaren, dass ich erstmal nachdenke, wer er ist.

So ein Stuss, erwache ich (Liebe D. ich erinnere mich manchmal doch an Träume, seltsame Welten, schnell und dunkel).

Vernissage gestern ohne den Künstler. Zu anstrengend die drei Stunden Fahrt; naja, Hauptsache, die Kunstwerke werden verkauft.

Vermutung: die Menschen sind montags wie freitags in einer ähnlichen psychischen Verfassung. Arzthelferin Sch., die ich letzstens montags nur mühsam aufheitern konnte und sie zur Freundlichkeit animierte, war gestern überhaupt nicht zu einem Lächeln zu bewegen. Missmutig bearbeitete sie meinen Fall – ich gebe zu, dass auch ich nicht gerade bestens gelaunt war, nur ein stumpfer Zerrspiegel – Nebel, Kälte, Düsternis – Fratze am Abgrund der Woche.

Die Isobaren des Todes

Verflichte Künstlerbude. Krümel auf dem Boden, schmutziges Geschirr in der Spüle, Katze auf dem Sofa. Beide Öfen eingeschürt. Langsam steigt die Temperatur auf 13 Grad. Die Künstlerbude ist das perfekte Modell für eine Wetterkarte. Isobaren denke ich mir aus, bessergesagt Isothermen, Linien gleicher Temperatur – so entsteht ein Zwiebelschalenmodell. Direkt am Ofen und im Hochbett ist es am Wärmsten, drüben in der Küche auf dem Fensterbrett, wo das Thermometer steht ist es am Kältesten. Hier am PC angenehme Arbeitstemperatur, Prozessor bei 40 Grad,

Festplatte dito, dicht gefolgt von mir mit 37 Grad Betriebstemperatur.

Bei der Beerdigung meines Onkels (Cousin meines Vaters) vor ein paar Wochen dachte ich schon einmal über die Isobaren und ihre fernere Verwendung nach. Die Isobaren des Todes und formulierte ein seltsames Bild, eine Karte, in die man seine Mitmenschen einzeichnen könnte, und eine Zeitlinie, welche das eigene Leben kennzeichnet. Danach würde man getreu der mathematischen Wahrscheinlichkeitslehre ein realistisches Bild für die Häufung von Todesfällen mit zunehmendem eigenen Alter feststellen. Warum? Weil die Nächsten eben meist auf einer ähnlichen Isobare des Tode liegen, wie man selbst und je älter man wird, desto mehr Freunde sterben, weil auch sie älter werden. Kurzum: alte Leute gehen öfter zu Beerdigungen, als junge.

Guter Onkel W., war so seltsam einer meiner Lieblingsverwandten

Ich bin Schwertfeger und meine Frau ist auch Schwertfeger.

Halbwegs regeneriert. Den vermaledeiten Montag mehr oder weniger zombiehaft absolviert – müde wie damals in Aix les Thermes am Vortag meiner dritten Pyrenäenüberquerung per Fahrrad. Ich erinnere mich, dass ich auf dem Campingplatz vor dem Zelt einschlief, Abenddämmerung legte sich übers Land und ich erwachte erst, als der Bach kalte Luft spülte, damals im Frühling 2000.

Erfreuliche Nachrichten für die Kunst: es gelingt mir, sämtliche Fahrradreisen, die auch Kunstreisen waren, erträglich exakt zu rekonstruieren. Selbst den Kapschnitt von 1995, den ich noch nicht in einer Landkarte verzeichnete, kann ich ziemlich gut auf dem Portal Everytrail.com rekonstruieren. Millimetergenau. 1995 hat alles angefangen mit der Kunst. Ich hatte die Idee, zu reisen und alle zehn Kilometer zu stoppen und ein Bild in Richtung Reiseziel zu machen, egal, was sich an der jeweiligen Zehnkilometerstelle befindet. So entstand der 3600 km lange Kapschnitt, die erste Kunststraße der Welt. Glücklicher Weise hat Mitreisender, Freund und Galerist QQIka den schwedischen Hauptteil der Strecke auf eine Straßenkarte gemalt; den Deutschlandteil, den ich alleine erradelte, muss ich nun an Hand meiner Tagebücher rekonstruieren. Gestern Abend erforschte ich die Strecke von Mainz bis Rostock als zunächst grobe Skizze. Immerhin kann ich viele Bildstandorte erinnern. Nach all den Jahren ist das ein Wunder.

Die zweitwichtigste Kunststraße, die ich gebaut habe ist Zweibrücken-Andorra im April und Mai 2000. Ironie des Schicksals: just am 1. Mai 2000, als ich den über 2000 Meter hohen Pas de la Casa unweit von Andorra erklommen hatte, gab die US- Regierung grünes Licht für die zivile Nutzung der Satelliten. GPS, welches heute Gang und Gebe in jedem PKW ist, war geboren. Und ich notierte in meine Notizbuch: "Pas de la Casa, Tempel des gebrochenen Willens. Tankstellen überall; es ist grotesk in dieser eisigen Gebirgslandschaft, in der noch immer Schnee liegt, schmutziges, schmieriges Grau, hinter jeder Ecke eine Tankstelle zu finden. Total! Snowboarder flippen quer den Hügel hinunter, bremsen knirschend vor der Straße, schnallen ab, überqueren die

Straße und rasen weiter durch den schwindenden Schnee Richtung Norden. Hier überholen mich seit etwa elf Uhr früh Kolonnen von Touristenautos, meist Kleinwagen mit zwei oder vier Personen – was haben sie vor? Vollarbeiten im Steuerparadies, Uhren kaufen und Markenschnickschnack, Pi, Pa und Po ...” und: “Standort Streckenfoto km 1500 vor Oval Cafe” (jaja, das war mein Navi 2000) Ich weiß nicht mehr, was ich mit Oval Cafe sagen wollte. War das Cafe oval? Hieß es Oval? Egal. Ich kann es jederzeit heraus finden.

Manchmal träume ich davon, die alten Kunststraßen erneut zu bereisen, immerhin sind das mindestens fünf Langstrecken und nochmal etwa 10 solcher Fotostrecken hier in der Gegend. Träume davon mit einem Packen Bilder von Damals loszuziehen und die Standorte zu suchen und zu schauen, was sich verändert hat. Insbesondere meine Ex-DDR-Durchquerung zu Beginn des Kapschnitts 1995 dürfte ziemlich spannend sein.

Egal. Erstmal gilt es, die Strecken möglichst genau auf den Everytrail-Maps zu rekonstruieren – und das geht glücklicherweise anhand der Beschreibungen in den Tagebüchern, die ich mir selbst hinterlassen habe ziemlich gut.

Leider kann nur ich das tun. Es ist eine heiden Arbeit.

Schluss mit dem Kunstgeschwafel.

Heute am örtlichen Flughafen des winzigen Bundesländchens S. auf einen eine Stunde verspäteten Flug gewartet: Arme Lisa: knapp 18-jährig schien sie ein wenig konsterniert. Aus

Hamburg gekommen, frisch gelandet und empfangen von ihrem idiotischen Vater, der groß ein Schild durch die Schalterhalle trug mit der Aufschrift "Lisa just landet", mehr noch brüllte er es hinaus "Lisa Just landet, Lisa just landet" in seinem seltsam peinlichen saarländischen Englisch und Lisa mit den engen Jeans flüchtete hochroten Kopfs vor ihm. Tse. Da hatte es das dicke blonde Mädchen viel besser, das eine geschlagene Stunde Verspätung lang an einer Säule lehnte und auf die Fluglandeanzeigetafel (WassenWort, gell) starrte. Oder die schwarzhhaarige Miriam, die ihre Großeltern abholte, wie sie strahlend lächelte, als die Oma sagte, "hab dir ne Stange Zigaretten aus dem Dutyfree mitgebracht". Hey Mädels, lass das Rauchen, macht dumm. Zu guter Letzt sei Herr Schwertfeger erwähnt, auf den ein hagerer grauhaariger Kerl, Typ Vasall, wartete mit einem Zettel in der Hand.

Für den Bruchteil der Sekunde spielte ich mit dem Gedanken, zu sagen, "ich bin Schwertfeger", und somit auf simpelste Art die Identität zu wechseln.

Buchhalterlyrik

Ca. Sommer 2006 geschrieben:

Auf dem Sektor der Literatur gibt es die verschiedensten Genres. Eines davon ist die Buchhalterlyrik. Eine Sparte, die dem herkömmlichen Menschen nur schwer verständlich sein dürfte, sind doch die Schriftwerke durchweg seelenlos und von einem höchstmaß an Substantivierung gekennzeichnet. Man sagt dem Genre nach, seine Magnifikanz beruhe in der

Aufrechnung von Haben und Soll.

Am Nachmittag rief Fred an: "Hast du Lust mitzukommen zu einem Lyrik-Abend? Ich habe einen Preis gewonnen, werde lesen."

Fred bekniete mich, ich solle mir das Ereignis nicht entgehen lassen. "Ich hole dich ab," befahl er.

Zweifellos ist Fred ein sehr kreativer Buchhalter. Vor einigen Jahren hatte er die Puppenkopffabrik mittels legaler Finanztricks vor dem Ruin gerettet und den 54 Arbeitern und Angestellten ihren Posten erhalten. Seine debitorial-kreditorische Kreativität ragt jedoch weit über den buchhalterischen Horizont hinaus, so dass er in seiner Freizeit mit dem Schreiben begonnen hatte. Seit er letztes Jahr den wohl wichtigsten Preis für Buchhalterlyrik, den *Regino-von-Weizacker-Preis* gewonnen hatte, wird er als der Shootingstar in dem noch neuen Segment der Literatur gehandelt.

Das Literaturtreffen fand im Foyer einer Großbank statt. Ungefähr 150 Gäste saßen auf unbequemen Stühlen, welche im Halbkreis um das Lesepodium aufgestellt waren. Zunächst hielten die Honoratioren ihre nicht zu knappen Reden. Hinz dankte Kunz. Anschließend sprach Kunz und dankte Hinz. Auch auf die Sponsoren ging man mit würdigen Worten ein. Dann wurden die Preise verliehen. Fred stand stolz und bückte sich devot, als die Vorstandsvorsitzende ihm eine Goldmedaille um den Hals hängte und ihm einen Umschlag mit 1500 Euro in die Hand drückte.

Ein wenig beklommen verfolgte ich das Szenario. Unter den Gästen ware ich der einzige, der keinen Anzug trug. Ich glaube, Fred hat sich für mich geschämt. Trotzdem war er froh, nicht alleine in diesem Haifischbecken zu schwimmen.

Er las sein Gedicht "Handhabung intraindividuelle Konflikte", vier Verse in geradezu börsianischer Rhythmik. Mit kratziger Stimme performierte er:

"Weißt du in Erwartung des Wertentgangs,
ob der Konfliktgrad umso größer ist?
Ist die von dir angestrebte Lösung nicht
Grundmodell jeglichen Kalkulationszinsfußes?"

Fred ließ, wenn auch heißer, langsam und deutlich. In den Pausen ließ er dem Publikum ausgiebig Raum, zu applaudieren. Das macht den Profi aus. Er pointierte sein prämiertes Werk mit einem gewagten Zweizeiler:

"Auseinandersetzungen zwischen Entscheidungsinstanzen
harren nicht vor Termin- und Belastungsschranken."

Eine rothaarige Dame neben mir war zu Tränen gerührt.

Nun wieder im Waldhaus. Ich komme nicht umhin: dieser Tag war bizarr. Ein Ausflug in die Welt der Finanzmärkte und zurück. Im, von Zikaden umsurrt Waldhaus kommt es mir absurd vor, dass Menschen sich an solchen Texten ergötzen können. Texte, in denen jedes Wort eine Goldmünze ist. Zwangsläufig kenne ich nun die Gedichte aller sieben Preisträger. In keinem kommt ein Lebewesen vor. Hier in der Waldhütte bin ich umringt von Lebewesen. Wenn ich dichten würde, würde ich nur über Lebewesen schreiben. Über die atemberaubende Rasanz des Hasenficks, oder über die dröge, langanhaltende Paarung der Rehe.

Vielleicht ist es eine Frage des Milieus. Menschen, die tagein, tagaus mit der Bewertung und Verrechnung von Gegenständen zu tun haben, schreiben darüber. Menschen, die einheitlich in der Natur atmen, sehen, fühlen, tun etwas anderes.

Recht auf Müßiggang

Seit Tagen in Bern mehr oder weniger tatenlos – Kälte und Schnee laden einfach nicht ein, mit dem Fotoapparat durch die Straßen zu ziehen.

Hast ja Urlaub, beruhige ich mich.

Dennoch hätte ich gerne die Fotoserie mit Berns Straßennamenschildern weiter geführt. Gestern früh überlegte ich, nach Bethlehem (gibts tatsächlich hier) zu radeln und dort die Kaspar-, Melchior- und Balthasarstraße (eine logische Schlussfolgerung aus der Existenz Bethlehems) einzufangen. Das tolle an der Straßennamenserie ist, dass sich von Stadt zu Stadt neue, teilweise bizarre Namen finden.

Rings um Berns Paul Klee Zentrum tummeln sich eine Reihe seltsamer Straßennamen. Meist liegen sie in einem Wald, durchziehen einen Park an der Autobahn. Niemand wohnt dort. Es gibt keine Häuser; unvermutet steht man mitten in einem Wäldchen an einer Kreuzung, *mehr Vogel Ecke Wurm am Weg* etwa.

Dies und die feinen Details der Stadt, seien es auffällige Stromleitungsverlegung, Graffitis, urbaner Trash sowie auch das sehenswerte Brunnlein hie, Zytglogge da, sind Thema der Fotoserie; durch alles zieht sich, genau wie im richtigen Leben die Straße, mein Hauptthema, das graue Band, das niemals endet.

Schreiberisch hinke ich. Eine Zeiterscheinung? Oder nur pure Faulheit? Zersetzung des Gehirns? Am frühen Abend vor ein paar Tagen laufen D. und ich die längste Straße der Stadt stets Richtung Westen, vorbei an einem Friseursalon, einem Supermarkt, einem Autohaus, Ausgeburten des modernen Konsums, des Wohlgefühls, vorbei an einer dunklen bitterkalten Ecke, wo ein kleiner Punker zitternd seine Mütze in die Kälte hält und um ein paar Rappen bittelt; instinktiv greife ich in meinen Punkerseckel, jene prall mit Münzen gefüllte Hosentasche, die mir in Berlin immer so gute Dienste geleistet hat. Aber in Bern habe ich keinen Punkerseckel, denn dort gibt es eigentlich gar keine Punker. Jedenfalls nicht in dem Ausmaß wie in Berlin, egal, der Seckel ist leer. Frierend lassen wir den Jungen zurück, doch das Gewissen mahlt und gaukelt, wohl wissend, der Kerl könnte ja auch arbeiten, will er aber nicht, also ist Betteln seine Arbeit und er soll wie alle entlohnt werden – du solltest ihm was geben – “wir sollten ihm was geben”, sage ich zu D. Sie ist der Idee gar nicht abgeneigt, obwohl, er könnte ja auch arbeiten und so weiter und so fort, schließlich kommen wir zu dem Schluss, ein nicht arbeitender Bedürftiger ist genauso bedürftig, wie ein nicht arbeitender Bedürftiger und ein junger Bedürftiger ist ebenso bedürftig wie ein alter Bedürftiger und überhaupt, wir haben doch das Geld. So kratzen wir 5 Franken zusammen und ich laufe zurück. Der

Junge hat sich vor die Schaufensterscheibe eines Supermarkts gestellt, zählt sein Geld, ein 0,5 Frankenstück fällt runter, als ich ihn antippe, er die Münze nimmt, sich im Kreis dreht, die Hand in die Luft reckt “Dankeeee”.

Kurzum predige ich einmal mehr das Recht auf Müßiggang.

Dekadendenke

WiedaDa- ouh shallala. Aber erst in Bern, wo mich Stimmen über die Schreibtischkante erreichen: “Hast Du gebloggt?” – “Nöö – vielleicht – weiß nicht. Mal nachschauen.”

Wie oft geschiehts, dass man die Dinge nur denkt, anstatt sie zu tun; denken, zu sagen: “Hey, haste gut gemacht, bist ein toller Mensch”, aber man sagt es nicht – diese Verwirrung, eine Erscheinung des Alters?

Und diese Erscheinungen des Alters, waren sie nicht schon immer, jedes Jahr ein bisschen intensiver? Hast du nicht 1990 gedacht, 2000 zu erreichen sei utopisch, vorher stirbst du an einem Unfall. Und 2000 glaubtest du, 2010 stehen sie vielleicht an deinem Grab und denken, was wohl aus ihm geworden wäre, aber nein, halthalthalt nein! Und nun grübelst du an 2020. Soll das denn ewig so weiter gehen?

The Importance of beeing Plow – Die Wichtigkeit vom sein Schneepflug

Ganz in der Nähe des Streusalzdepots im Nachbarstädtchen S. wohnt mein Freund Journalist F. Durch sein Wohnzimmerfenster kann man sich ein exaktes Bild der Wetterverhältnisse in den nächsten Stunden machen, denn die Frequenz, mit der Streufahrzeuge mit ihren bunten Blinkelämpchen in die Nacht hinaus fahren ist ein untrügliches Maß für die Schlimme der bevorstehenden Katastrophe.

Sag ich schmunzelnd zum Journalisten F.: “Die Verantwortlichen in den Wetteraffenredaktionen haben ihre Wetteräffchen bestimmt aus der freien Mitarbeiterschar von Deutschlands meistweggeworfener Tageszeitung, du weißt, das schwarzrote Blatt mit den vier großen Buchstaben, rekrutiert; jawoll, die Wetteraffen wurden samt und sonders von diesem blöden bildungsunwürdigen Reißerblatt abgeworben und nun machen sie uns allen Angst,. Tief Daisy, pah.”

Ich ziehe den Vorhang zurück und starre in den pechschwarzen Himmel, ein paar Flusen rieseln. Die Straße ist grau und kalt, mit 80 Sachen rasen Kleinwagen durch den großen Verkehrskreisel in die Stadt. “Da, schon wieder ein Streufahrzeug. Da rollt was auf uns zu.”, scherze ich, “ich hab die Ratschläge von den Wetterlaffen befolgt, habe eine Kiste Bier gehamstertahaha.”

“Dir wird das Lachen schon noch vergehen,” sagt Journalist F. und zeigt auf ein Streufahrzeug, das ein anderes Streufahrzeug abschleppt, “da siehst du, wie schlimm das alles wird, wenn schon die Streufahrzeuge nicht mehr vorwärts kommen.” Wir lachen – noch – verlieren uns in diversen

Gesprächen um Dies und Das und Jene und Andere ... bis ... nach einer Weile: “Es ist so still”, sage ich, “mhmm,” räuspert sich Journalist F., “verdammst still.” “Geradezu unaussprechlich still, fast so wie in dem Film The Fog, Nebel des Grauens.” “Fällt dir was auf?” fragt Journalist F. “Kennst du die Geschichte vom Indianer und vom Bleichgesicht?”, lenke ich ab, “die geht so: Der Indianer beobachtet das Bleichgesicht beim Holzhacken und sagt, ‘der Winter wird lang und hart.’ Das Bleichgesicht nimmt sich diesen Rat zu Herzen und hackt unermüdlich weiter. Der Indianer schaut ihm weiterhin zu und sagt nach einer Weile, ‘der Winter wird unglaublich lang und unvorstellbar hart, der schlimmste Winter, den es je gegeben hat’, woraufhin das Bleichgesicht sich ordentlich rein kniet und weiter Holz macht, bis der ganze Schuppen voll ist und die Wiese davor auch ...”

“Jetzt weiß ich, was nicht stimmt”, unterbricht Journalist F. meine Fabel, “merkst du das auch?”

“Was denn? Ich höre gar nichts.” Die spätabendliche Stimmung vermittelt mir ein Gefühl wie der Hitchcock-Klassiker die Vögel in der Szene kurz bevor das Haus angegriffen wird. Irgendwas stimmt tatsächlich nicht. Aber was?!!!

Nach einer schier unendlichen Weile des Schweigens, platzt Journalist F. endlich heraus: “Es fahren gar keine Streufahrzeuge mehr.”

Tatsächlich.

“Die Schneekatastrophe wird exorbitant.” flüstere ich.

Neuschwanstein der Literatur

Auf ein Fenster mehr oder weniger kommt es nun auch nicht an, rufe Firefox und logge mich ins Blog ein. Seit Tagen sortiere ich: Gedanken, Zettel, Menschenleben, Adressen. Multiple Daten, die in die verschiedensten Dateien geschrieben werden.

Ich werde das Gefühl nicht los, alle Worte sind längst da, ich habe sie hundertmal benutzt, aber sie sind noch nicht richtig konfiguriert. Jeder Zettel, der hier neben mir liegt, ist Teil eines größeren Ganzen, das ich, nur ich fügen kann. Ich tüftele am Schloss Neuschwanstein der Literatur, zehntausend Teile, kein Ende. Dieses elende Gefissel in den Bäumen hinter der Burg macht mich verrückt.

“Nichts ist schön”, steht auf einem der Zettel, “und es muss auch nichts schön sein. Die Welt darf hässlich sein und das Leben unangenehm.”

Gehört dieser Spruch hierher? In meiner Verwirrung habe ich eine einfache Text-Datei angelegt, in die ich die kürzeren Notizen abtippe, so hat es mich Sofasophia gelehrt. Die längeren handschriftlichen Notizen lege ich in meiner Verzweiflung ungelesen in einen Karton. Nein, ich werfe sie nicht weg. Wenn in meinem Neuschwanstein nur ein Teil fehlt, ist das Bild kaputt.

Weiter steht auf dem Nichts-ist-schön-Zettel, dass ich es am 30. November letztes Jahr gebloggt habe. Gehört das Stück also tatsächlich hierher? Warum habe ich den Zettel nicht weggeworfen, nachdem ich ihn hier gepostet habe? Schicksal?

Sollte ich ihn zeitversetzt wieder finden und erneut abschreiben, ihn an einer anderen Stelle im Bild nochmal verwenden?

Manchmal kommt mir das Geschreibe vor, als wäre es tatsächlich ein großes Puzzle, an dem ich jahrelang arbeite – auch die Zeilen, die ich hier im Blog hinterlasse, gehören irgendwie dazu. Manchmal wenigstens.

Überflüssigkeitsbeweis nach Irgendlink

Nächster Zettel: “Überflüssigkeitsbeweis nach Irgendlink” steht darauf.

MannMannMann, was hab ich mir dabei wohl gedacht? Ich sollte die Zettel dringend vernichten, denn wenn sie in die falschen Hände kommen, bin ich geliefert, dann heißt es ab in die Klappe ... ahahaha.

Was meint Überflüssigkeitsbeweis? Wie ich mich kenne, habe ich bestimmt über Existenzielles nachgedacht, Leben und Tod auf der scharfen Schneide der Unterhaltung. Vielleicht habe ich gefernseht, Werbefernsehen und während ich mich mit dem konsumatorischen Zeugs sedierte, erbrachte eine noch wache Region in meinem Hirn den Überflüssigkeitsbeweis von mir, von allen, von allem. Danach ging die Welt in die Brüche, niemand wollte mehr SchnickSchnack kaufen, die Wirtschaft schrumpfte wie ein Roter Zwerg, um sich schließlich aufzublähen und in tausend Teile zu zerspringen.

Ein Indiz, woher der Überflüssigkeitsbeweis-Zettel kommt: ich habe es auf einen Notizzettel geschrieben, wie ich ihn im Amt ohne Wiederkehr verwendet habe. Zeitanker und Ort. Perfekte Identifikation. Es muss nachmittags gewesen sein am Monatsanfang und ich stellte erschreckt fest, dass ich sämtliche Arbeit des Monats schon erledigt habe. Das ist Überflüssigkeitsbeweis, nicht wahr. Wenn der Werktätige zu Monatsbeginn feststellt, dass alles, was getan werden musste, schon getan ist. Dann, meine Lieben, ist er tatsächlich überflüssig.

Nicht überflüssig bin ich jedoch hier, schreibend im kalten Winter am PC. Denn ich könnte noch hunderte solcher Zettel abarbeiten, "... dass wir zu Monstern werden, nachdem wir einst Engel waren ..." liegt direkt obenauf, aber, ach nee, dass passt nicht hierher das Puzzle, aber vielleicht wisst ja Ihr etwas mit dem folgenden Fetzen anzufangen: "... wenn Auswegslosigkeit den Ausweg versperrt." Darunter habe ich noch das Wörtchen "sinngemäß" geschrieben.

Es ist trotzdem fünf vor zwölf

PaarTageHer, strahlend Sonnenschein und 5 Grad Plus in der Aare. Fotosession in Bern. Ich entdecke:

- die Jubiläumsstraße
- nach der Gier kommt die Gelassenheit (ich fotografiere langsam und denke dabei
- Gelbes ist einfach Schön
- es wäre gut, nicht zurückdenken zu müssen

- es ist Unsinn (trotz aller Gelassenheit), um 11:39 Uhr bis 11:55 zu warten, nur um einem Bild den abgeschmackten Titel, *es ist fünf vor zwölf* geben zu können.

Das Schöne

Etwas für den Zettelkasten:

Das Schöne und die Gier

Gefunden in meinem Hirn irgendwann letzte Woche.

Ich bin z. Zt. mehr off-, als online. Zum Schreiben keine Zeit (aber die Geschichte *Das Schöne und die Gier* schreibe ich irgendwann).

Ohne Titel

Leider die Fähigkeit zu schreiben eingebüßt. Aus der Übung. Wenn ich so tackern würde, wie ich z. Zt. schreibe, würde ich nur Schrott produzieren.

Obendrein eingeschneit. Endlich die versprochene Schneekatastrophe: Noch immer möglich mit normalem Auto das einsame Gehöft zu verlassen – obschon mein Vater mit seinem uralten Porsche-Traktor (auch “Die Hölle auf Erden”

genannt) schon vier Fahrzeuge aus den zum Teil halbmeterhohen Schneewehen befreit hat.

Café du Centre, durchatmen

Es dauert keine Sekunde in der Möbelwerkstatt, einen Zeitrahmen zu errechnen, wenn der Owner etwa hereinplatzt, *juhu, wir brauchen 500 Möbel, bis wann schafft ihr das?* Multipliziere ich eben schnell 500 Möbel mal X und schon weiß ich, was ich die nächsten Wochen zu tun habe.

In der Kunst ist das ganz genauso: ein 160-Seitenbuch dauert, wenn man sich die Geschichte ausgedacht hat, 40 Tage ohne korrigierende Arbeiten. Aber dann darf, genau wie beim Möbelbauen, nichts dazwischen kommen.

Selbstarchivierung, also scannen alter Dias dauert 12 Minuten pro 36 Stück (also die klassische Kleinbildfilmgröße).

Habe das Wochenende durchgearbeitet und einen ganzen Ordner alter Negative gescannt. Atemberaubendes Material dabei, sehr viele Bilder, die ich erst zum zweiten Mal sehe (beim ersten Mal habe ich direkt vor dem Motiv gestanden und den Auslöser betätigt). Insbesondere das Schwarz-Weiß-Archiv verdient Beachtung. Da es vor über zehn Jahren sehr aufwändig war, ein Bild auszubelichten, habe ich nur einen Bruchteil meiner Negative belichtet.

(Bilder und Kommentare)

Ich bin erstaunt, wie gut sich das, vor 12 Jahren schon marode Werbegemälde, erhalten hat.

Genau wie beim Möbelbauen, berechne ich die Zeit, die ich für vollendete Kunst benötige. Mein Leben wird nicht ausreichen. Aber ich kann viel bewirken. Für 2010 habe ich acht Wochen abgezweigt, in denen ich meiner wohl wichtigsten Kunststraße nachforschen werde und die Originalstrecke von Zweibrücken bis Andorra Bild für Bild nachvollziehen werde. Am 16. April, genau zehn Jahre nach der ersten Reise geht's los.

Exaktität

“Du folgst der Straße. That's it! Wo sie hinführt, weißt du nicht, wo sie herkommt, ahnst du nur, du bist sie gegangen; bist du den Weg gegangen, kannst du deiner Erinnerung trauen? Ist es nicht etwa so, dass sich deine Erinnerung deiner Gegenwart anpasst, eine willfährige Lüge des gelebten Lebens? Liegt dein Sich-irgendwo-befinden nicht eingeflochten in ein vor zig Zeiten gesponnenes Netz? So: wo ist Norden und wo ist Süden und wo sind all die anderen Himmelsrichtungen?

Karten könnten helfen. Aber kannst du ihnen trauen? Sind sie nicht ein elendes, verschmiertes, undeutliches Abbild der Wirklichkeit? Ha, Wirklichkeit. Überhaupt, was für ein übler Begriff.

Maßhaltigkeit und Echtheit und Exaktheit ... komm' mir doch nicht damit. Das ist etwas für Ingenieure, für Festleger und Baumeister."

Gefunden im Kapschnitt-Tagebuch, September 1995.

Der Kapschnitt ist die erste von etwa 20 Kunststraßen, 3600 km lang von Mainz zum Nordkap, alle 10 km ein Bild der Straße in Richtung Reiseziel (so das bis heute unveränderte Konzept des Kunststraßenbaus). Alle Kunststraßen sind erhalten. Alle Kunststraßen nach 2005 sind GPS-lokalisiert. Die Bildstandpunkte der Kunststraßen vor 2005 kann ich aus dem Gedächtnis zu etwa 70 Prozent sicher rekonstruieren.

Beginn und Ende von 15 Minuten am Beispiel eines Spechts

Raus aus der Künstlerbude, die Holzterpe hinunter in den Garten auf der Südseite des Hauses. Noch immer liegt Schnee, das Thermometer zeigt 2 Grad Minus. Hinter dem Dunst lässt sich rötlich die Sonne ahnen. Ein Specht klopft am nahen Baum. Ich kann das hochfrequente Rattern nicht genau lokalisieren, aber es muss einer der Bäume im westlichen Windschutz sein. Ohne Brille kein Tier erkennbar. Mit Erreichen der untersten Treppenstufe erinnere ich mich, dass ich genauso vor zig Jahren das Wort Specht gelernt habe – was ist das Opa? – Ein Specht, ein Vogel, er haut mit seinem Schnabel ein Loch in den Baum und schläft dann da drin.

Plötzlich wird mir klar, dass ich das aufschreiben muss, so belanglos es auch sei. Es soll geschrieben werden als

Fingerübung für die Reise. Das Schreiben soll nicht länger als eine Viertelstunde dauern und es soll so funktionieren, dass ich aus dem Markanten des Tages das Beste heraus suche und es skizziere. Für die nächste Reise. Falls ich unterwegs in Frankreichs Outback mal eines Internetanschlusses habhaft werde.

Regelmäßig. So wie das Leben: eine Kombination verschiedener Regelmäßigkeiten.

Denk ich so beim Kaffee. Und über die Art und die Technik und das Warum werde ich dann ein andermal berichten zwischen Beginn und Ende von 15 hochkonzentrierten Minuten. Dies sei das erste Puzzlestück.

Ohne Titel

Es wird nicht funktionieren. Seit Jahren denke ich über die Live-Reise nach: ständig online, den Reisecontent direkt ins Netz. Ich kann mir die Technik nicht leisten. Und ich bin zu faul (vor allem das ist ein Hinderungsgrund). Irgendwie will man es ja auch gemütlich, wenn man unterwegs ist, will nicht Sklave sein der Follower. Dennoch: die Theorie reizt mich immer noch. Nur 3600 Euro. drei Flatratemobilverträge für Frankreich, Spanien und Deutschland und ein meinetwegen iPhone. Dann die 15 Minuten-Idee, Koordinaten, Bilder und Texte direkt ins Netz. Es wäre möglich.

Schon 2000, als es noch keine Satellitennavigation gab, habe ich eine Reise geo-getaggt, bin so gereist, dass man den

gesamten Reiseinhalt, Bilder und Texte lokalisieren könnte. Gerade rekonstruiere ich die Strecke Zweibrücken Andorra, damit ich nächsten April mich auf meine eigene Spur begeben kann.

Sagen wir mal grob in der Nähe von Narbonne liegt dieser wunderbare Radweg. 2000 befand sich das europäische Fernradwegenetz noch gerade so im Entstehen. Immer wieder versetzt es mich in Erstaunen, wenn ich alte Bilder sehe, die Szenen zeigen, auf denen heute schön angelegte Radwege verlaufen. (1997 gab es zum Beispiel noch keinen Bliesweg. Das ist eine ehemalige Bahntrasse zwischen Homburg und Sarreguemines, die nun ein Primaradweg ist. Bilder von 1997 zeigen, dass damals der Radweg noch nicht existierte.)

Wunderbares Paradox in Lespignan: Umleitungsschilder. Natürlich ignoriert der Fernradler solche Hinweise.

Zehn Jahre danach

Ist eigentlich nicht meine Art, in die Vergangenheit zu schauen. Aber aus künstlerischen Gründen scanne ich derzeit das Fotoarchiv aus analogen Zeiten. Meine konsequente, beinahe sture, autistische Art kommt mir zu Gute und ich habe nicht nur Ansichten von äußerst interessanten Orten gespeichert, die heute ganz anders aussehen; ich habe diese Orte auch über mehrere Jahre beobachtet. Zum Beispiel den Birnbaum vorm einsamen Künstlergehöft, den eingefleischte (bzw. eingepflanzte, falls VegetarierInnen) BloggerserInnen

nur zu gut kennen. Unten: das erste Bild des Jahrtausends, welches ich am 1. Januar 2000 mit starken Kopfschmerzen bei einem kalten Spaziergang runter in die Stadt gemacht habe:

Bemerkenswert: ich habe extra auf dem Film notiert, dass es das 1. Bild des Jahrtausends ist. Kann man mal sehen, zu welch Spinnereien einen der Zeitwahn und Datumsfetischismus erzieht. Unten der gleiche Baum im Jahr 1997, aufgenommen während einer Fahrradtour von Mainz nach Dijon mit Zwischenhalt in Zweibrücken. Es ist nicht das erste Birnbaumbild, aber vermutlich das zweite.

Schön, der kleine Busch zur Linken, nichtwahr? Ich weinte, als man ihn schredderte.

Brisanter dürfte meine Kreuzbergbeobachtung seit ca. 1999 sein. Damals war das Gelände der heutigen Fachhochschule im regen Konversionswahn begriffen. Beinahe täglich wurden Bäume gefällt, Rohre verlegt, Gebäude abgerissen und die Straße verlegt, sowie Kreiverkehre, ohjeh.

Unten: Amerikastraße von Norden Richtung Fachhochschule blickend, links eine abrissreife Militärbaracke, ganz rechts das neue Gründerzentrum, vorab rechts das Lauterbach-Gebäude. Alle Bäume im Bild wurden gefällt, dafür Rosen und weiter im Hintergrund neue Bäumchen. Insbesondere um den schönen schwarzen Baum im Vordergrund tuts mir leid (ich weinte, natürlich).

Last Exit Q

Morgens denke ich darüber nach, ich sollte endlich mal einen finalen Artikel schreiben, mit dem ich das Blog beende. Irgendwas Markantes, ein Meilenstein, ein leuchtender Stern am Bloggerhimmel, eine Supernova. Ich stehe unter der Dusche und wasche mir die Achselhöhle mit einem Lavasand, den es nur auf den Kapverden gibt. Geschmack Lavendel. Jawoll, Mann, Mann, Mann, hast seit letzten November oder noch länger nix mehr Relevantes geschrieben, nur eine Serie von Notfallartikeln, wie sie einem Kreuzfahrtschiffkapitän gut anstünden, der nach nächtlicher Havarie ein Schott ums andere schließt, um sein' Kutter zu retten. Aber hee, Mann, das hier iss ja kein Kreuzfahrtschiff und du bis' kein Kapitän. Wie also sollte der letzte Blogeintrag lauten? Ich stelle das Thermostat der Dusche kurzfristig auf 15 Grad, um meinem Hirn den nötigen Schock zu versetzen, die letzten Worte zu finden, reibe mit einem Naturschwamm die Schulterblätter und kümmere mich anschließend um die Ellenbogen. Die Ellenbogen und die Schulterblätter werden beim Duschen nämlich allzu gerne vernachlässigt, weshalb so viele Menschen Schulterblatt- und Ellenbogenprobleme haben.

Mit einem Q, schreie ich, jawoll, mit einem Q soll der letzte Blogbeitrag enden. Es gibt keinen besseren Buchstaben, als das Q, um ein Blog zu beenden.

Ha.

Nun – spätabends, noch immer riecht mein Bizeps nach Lavendel und die Schulterblätter ducken sich dankbar unter

dem achten Halswirbel – wird mir klar, dass das verdammt schwer wird, ein Blog zu beenden, wenn der letzte Artikel mit einem Q enden soll. Verflixst aber auch.

(Dann schreib' ich hier mal son wunderbaren Stuss, der mir grad nach langem harten Arbeitstag durchs Hirn geht)

Planet der Tacker

“Über kurz oder lang musst du den Tackerjob aufgeben”, schockiert mich Konzeptkünstler R. Er ist Unternehmensberater, er muss es eigentlich wissen. Gerade hatte ich ihm die Geschichte von der täglichen Firmenpotenzierung erzählt: “Verlässt man abends die Tackerwerkstatt und kehrt morgens verschlafen zurück, ist sie doppelt so groß, es arbeiten dort doppelt so viele Leute, so geht das seit Jahresbeginn und ich fürchte, bei der 64ten Firmenverdopplung wird es auf der Welt nur noch Tackerwerkstätten und nur noch Tacker geben. Ist eigentlich wie mit dem berühmten Schachbrett, auf dessen erstes Feld, A1, man arglos ein Reiskorn legt. Die VonFeldZuFelde Verdoppelung führt dazu, dass man beim 64ten Feld, H8, die Erde in einen Planet der Reiskörner verwandelt hat und alle müssen ersticken”.

Genug der Mathematik.

Ich erzähle weiter: “Wie ich so morgens in die verdoppelte Firma komme mit den verdoppelten Mitarbeitern, hat es sich ein Nähmaschinenverkäufer bequem gemacht auf meinem

Arbeitsplatz. Ungerührt nehme ich den Tacker und beginne mein Tackwerk. Aber den Mann, um den sich die gesamte Firma geschart hat, interessiert das gar nicht. Ungeniert redet er einfach weiter: "Dieses Modell hat den Vorteil, dass sie selbst im besoffenen Zustand noch nähen können, die Nähte werden trotzdem gerade", erhebt er die Stimme. Nicht dass die Kollegen und Kolleginnen an seinen Lippen hängen würden, sie gähnen, sie bewundern mich, dass ich so ignorant tackere. Erst jetzt stelle ich fest, dass der Nähmaschinenvertreter sich mit Handschellen an der Heizung festgekettet hat." Er ist seit Stunden hier, er macht keine Anstalten, jemals zu gehen, er hat den Schlüssel verschluckt!", gibt mir Kollege T. einen Wink und raunt mir ins Ohr, "Herr, erlöse uns von den Nähern, denn sie nähen nicht, sie schneiden nicht und Gott ernährt sie doch." Was genau er damit sagen will, begreife ich nicht. Der Nähmaschinenvertreter wirft uns einen bösen Blick zu, wie etwa ein Lehrer, dessen Unterricht man gestört hat."

"Du spinnst", sagt Unternehmensberater und Konzeptkünstler R., "das ist typisch. Weil du deine Kunst nicht verwirklichen kannst, oder besser gesagt, dich nicht traust, zu faul bist, wasweißich, und weil du drauf und dran bist, dein Schicksal als Werkträger anzunehmen, erfindest du solche Storys, malst dir eine Wunder-wander-Blümchenwelt. Was ist mit den schönen Dingen, mit deinem Inneren, mit dem Wahren, mit dem, was nie ein Mensch zu sehen bekommt? Wenn nicht du-du-du, du allein es nach außen bringst, es sichtbar machst, wer soll es dann tun? Weißt du überhaupt was du da machst?", schimpft Konzeptkünstler R. Ich zucke die Schultern, versuche unschuldig zu wirken. "Du vernichtest gerade dein gesamtes Potential. Du bist ein Verbrecher, ein

Mörder im bizarren Guerillakrieg zwischen Werktätigkeit und Kunst, du bist im Begriff, dich für die falsche Seite zu entscheiden, ein Heulen mit dem Bösen ist dir wohl lieber, als ein stilles Gebet mit den Guten, ha! Was ist bloß aus dir geworden?“

J.s Gottesbeweis

Gerade habe ich die Wohnungstüre aufgeschlossen, draußen die letzten Sonnenstrahlen, Katze will Futter, da fällt ein Kuvert aus dem Regal, ich öffne es und entdecke uralte Kunst von meinem Freund Stephan aus dem Jahr 1994, Mann ist der gut, und einen Brief und eine Kopie eines Zeitungsartikels über den Berber-Django, welcher seit etwa 1971 durch Deutschland tourt mit dem Fahrrad. Ich weiß nicht, ob er noch lebt. 1992 hatte ich ihn kurz bevor ich nach sechs Wochen Radeltour aus Island nach Hause kam, getroffen und er hatte versucht, mir meinen Minus-18-Grad-Schlafsack abzuschwätzen. Beinahe hat er geweint, als ich nein sagte. Irgendwie unheimlich, dass sich dieses Kuvert aus dem Nichts meines Chaos gelöst hat.

Unheimliche Dinge geschehen auch in meinem Hirn. Vermutlich hängt es damit zusammen, dass ich durch die Archivierung uralter Bilder automatisch mit Erinnerungen konfrontiert werde, die sehr weit zurück liegen.

Der Gottesbeweis kam schlagartig gestern, aus heiterem Himmel. Ich erinnerte mich an J., den Sohn, meiner Freundin

K., wie wir 1995 einen Spaziergang durchs rheinhessische Oppenheim machten.

Etwa sechs Jahre alt war er da – und bewies Gott. Vielmehr, bewies, dass es ihn nicht gibt. Ich glaubte ihm und vergaß.

Gestern fiel es mir wieder ein. Wie ich J. meinen Fotoapparat gab, er hatte solchen Spaß, wir folgten einer weißen Katze. Behände schlängelte sich das Vieh durch Oppenheims Gassen, stets nah den Hauswänden, vorbei an Weinbergen, die von grauen Granitmauern gerahmt wurden, ein wunderbarer ZickZack-Kurs durch die Katharinenkirchenstadt. Irgendwann fragte mich J. nach Gott, ob es ihn gibt, warum es ihn gibt; ich betete vor mich hin, radebrach diesunddas, bis er irgendwann äußerte: " Es gibt keinen Gott, und weißt du waruhum?" Ohne Pause fuhr er fort: " Weil er sich dir nicht offenbart, weil er sich mir nicht offenbart und weil er sich auch allen anderen Menschen nicht offenbart. Es sind immer nur Menschen, die anderen Menschen erzählen, dass es Gott gibt und was er so tut. Nie ist es Gott persönlich. So ist es mit den Christen, mit den Juden, mit den Moslems, mit allen", wusste der kleine Kerl. Beinahe hatte ich Tränen in den Augen, jedes Wort aus dem Mund des unschuldigen Kinds war eine Offenbarung. "Die Moslems sind Menschen und die Christen und die Juden auch und alle erzählen von ihrem Gott und dass er der einzige ist und dass die anderen nichts taugen, aber sie haben ihre Informationen alle, ich sag es laut – ALLE nur aus zweiter Hand. Wer sagt mir, dass der Priester, der von Gott erzählt und dass es ihn gibt und dass er ein guter Gott ist, Allah, Jehova, Jesus, dass dieser Priester nicht lügt, oder meinetwegen glaubt die Wahrheit zu sagen, aber selbst belogen und überzeugt wurde und zum Sprachrohr

geworden ist? Wer also kann ausschließen, dass ich nicht am Ende einer tausendjährigen Lügenkette stehe?“, erklärte mir J. und verfolgte nebenbei mit meinem Fotoapparat die seltsame weiße Katze in den dunklen Gassen Oppenheims.

Unternehmen Leben, Abteilung Kunst

Erbarmenswürdiger Schlaf, wie man sich hin und her wälzt und von Möbeln träumt, die man in Windeseile zusammenschlackert. Dabei die Zähne aufeinander beißt, immer wieder zur Uhr schaut, sie im Dunkel nur als schemenhaften Kreis wahrnimmt, manchmal weg döst, aufwacht, glaubt, verschlafen zu haben, sich vergegenwärtigt, es ist Samstag, kannst so lange pennen wie du willst.

Gegen früh zieht ein Gewitter über die Stadt und in der Morgendämmerung wird klar, dass es geschneit hat. Verrückt. „Juhuuu, Schneeee,“ jubele ich, „der erste Schnee des Sommers!“ Wobei mein Juhuuu und mein Schneeee sehr sehr, sehrsehrsehr lustlos klingen, johoh, Schnöööö, etwa würde sich das anhören und das Wörtchen Sommer klingt wie hochprozentige Ironie.

Das Wohnungsthermometer zeigt 10 Grad. Letzte Woche bin ich wegen der vielen Termine kaum zu Ofenschüren gekommen, da kühlt so eine Künstlerbude schon mal aus.

Irgendwann gegen 7 schlafe ich endlich ein, penne bis zehn, schütte ein paar Kaffee und überlege, ob ich mir heute ein I-Phone oder lieber einen neuen Ofen kaufen soll. Beides hat

Vorteile. Vielleicht ist aber das I-Phone mit downloadbarer Ofen-App besser?

Auf Konzeptkünstler R.s Rat bringe ich die nötige Disziplin auf, wieder zu schreiben. "Denk immer dran, dein Leben ist das Unternehmen und deine Abteilung ist die Kunst," sagte er, "wenn du deine Ideen geschrieben sehen willst, musst du sie selbst aufschreiben, wenn du deine Fotoserien ausbelichtet haben willst und zwar gut, kannst nur du die nötige Arbeit dafür erledigen. Setz dich am Wochenende mal hin und definiere deine brenzlichsten Ziele und berechne, wie viel Zeit du dafür benötigst und wann sie erledigt sein sollen. Definiere weiterhin so viele Ziele und Ideen, wie dir einfallen und rechne auch dafür die Zeit aus. Ich wette, du kommst selbst zu dem Schluss, dass die Lohntackerei, neben deiner Gemächlichkeit und Arglosigkeit, neben deinem insgeheimen Manjana-tum, der größte Zeitfresser ist. Wenn du willst, reche ich deinen Konzern Leben mal nach unternehmerischen Gesichtspunkten durch."

Seit Konzeptkünstler R. sich selbst zum Unternehmensberater deklariert hat und mit dem Wohnmobil durch die Lande tourt, um seine Kundschaft vor dem Ruin zu retten, ist er ziemlich penetrant. Ständig weiß er, was andere Leute falsch machen, wie sie es besser machen, wie sie gar ihr Glück maximierten können. Offenbar verdient er aber nicht schlecht, mit der Unternehmensretterei, hat es sich doch kürzlich erst eine mit Diamanten besetzte goldene Uhr geleistet: "Die war spottbillig, nur 800 Euro, kost normal das zehnfache". "Dann ist sie falsch", sagte ich, "als Unternehmensberater solltest du das wissen". Dennoch sind 800 Euro für uns Noname-Künstler ein Haufen Geld.

Die aufgesetzten Beratersprüche gehen in der Regel spurlos an mir vorüber, ich bin fast allem gegenüber beratungsresistent, sowie dem Kauf goldener Uhren gegenüber auch konsumresistent (anders verhält es sich mit Öfen und iPhones).

Nicht spurlos geht es an mir vorüber, wenn man mich mit meinen eigenen Ideen konfrontiert: "Ich darf dich mal zitieren", provozierte mich Konzeptkünstler R., "*Menschen ohne Ziel werden immer für Menschen mit Ziel arbeiten*, hast du mal gesagt".

"Hab ich nicht, das ist gar nicht von mir, das issen Spruch auserm Internet, gibts bestimmt hunderttausend Treffer für, wenn du danach suchst".

"Na gut, stimmt, ich erinnere mich, das hast du sogar erwähnt, aber du hast den Spruch präzisiert: *Menschen mit Ziel, aber ohne Mut, werden immer für Menschen mit anderen Zielen aber mit Mut arbeiten.*"

Der gemeine R. weiß gut zu provozieren und er weiß, wo er mich trifft, aber, vermute ich, er tut es aus purer Freundschaft. Die Wahrheit, die einem Freunde nahe bringen ist schmerzhaft, die Wahrheit, die einem Fremde bringen kann man gerne als Lüge abtun.

VerNullNullSiebene dein Blog

- Octobloggi
- Blog niemals nie
- Blogfinger
- Liebesgrüße aus Blogskau

Mit sowas Komischem im Sinn aufgewacht, das Thermometer neben dem Bett zeigt erbärmliche sieben Grad. Der beharrliche Ostwind tauscht die Luft in der Wohnung dank vieler Künstlerbudenritzen in Windeseile (ahahahaaa). Brauchs ganich lüften.

Bin froh, dass ich nun zur schönen warmen Arbeit mit den wunderbaren kuscheligen Loungemöbeln darf.

Gestern redete der Owner übrigens von Delta T, der Temperatursteigerung bei Warmluftheizungen, "Delta T ist bei unserer Heizung nicht größer als zwei", sagte er, "das heißt, es wird pro Stunde höchstens zwei Grad wärmer." Der weinende Kollege T. bibberte bei molligen 12 Grad am ganzen Leib. Ich gab ihm einen meiner fünf übereinander gezogenen Pullover: "Iss ja nicht zum Aushalten diese Hitze", und verriet mein wohl bestgehütetes Künstlerbudenbesitzer-Gehimnis: "zwei paar Socken, mindestens", denn die Kälte kommt wie der Tod von Unten, höhlt dich aus ...

Wie kam ich eigentlich auf die VerNullNullSiebenung des Blogs? Ach ja:

- Der Blogger, der aus der Kälte kam.

James-Blog Fans sind gerne eingeladen, die VerNullNullSiebenung im Kommentarstrang voranzutreiben.

Eure Miss Bloggipenny

1337

Kürzlich in der hintersten Ecke der Tackerwerkstatt gefunden. Ich kann mein Glück nicht fassen. Mann bin ich leet. (Auf dem Bild ein Holzblock mit der Zahl 1337 drauf ...)

Vor etlichen Monaten hat Sofasophia für mich den Hydranten 1337 in Bern ausfindig gemacht und fotografiert. Das Bild wartet noch aufs Scannen. Stellt sich die Frage, warum Bild 1483 (LABE?) auf der ewigen Kamera ausgerechnet 1337 (LEET) enthält? Muss mir das was sagen? Oder Euch?

1337 by sofasophia

Wie wir so durch Bern spazieren, Sofasophia und ich, vor über einem halben Jahr, und ich ihr nach und nach sämtliche Macken gestehe, bleibe ich wie angewurzelt vorm Hydrant 1354 stehen, recke die Nase in die Luft wie ein wildes Tier, das Witterung aufnimmt, wie ein Bluthund starre ich in die einbrechende Nacht, "ich hab da dieses Problem mit den Zahlen," sag ich, "ich sammele die Dinger, weißt Du, Hausnummern, Kritzeleien, Paketnummern, alles fortlaufend

von Eins bis Unendlich. Mach ich Fotos von und dann große Bildtafeln mit fortlaufender Nummer.”

“Und Du bist schon bei 1354?”

“Nöö, erst bei 227, aber man muss ja an die Zukunft denken. Und ganz besonders gern hätte ich die 1337, die muss hier ganz in der Nähe sein auf nem Hydrant.”

(klar hab ich die Sache mit der 1337 erklärt, warum und wieso das was Besonderes ist (bin aber gerade zu müde, um die Geschichte weiter auszuführen) fündig wird man im Netz Suchbegriff Leet oder 1337)

Wie auch immer. Der Dialog geriet beinahe in Vergessenheit, bis Sofasophia bei mir auftauchte, das untige Bild im Gepäck und die tolle Story, wie sie den Hydranten ausfindig gemacht hat, hat sie doch tatsächlich die zuständige Feuerwehr per Mail gefragt, wo Nr. 1337 sich befindet.

Vom Gedankenlesen, Möbelbauen und Zeit

“Die Sache mit dem Fass voll LSD”, ermuntert mich Kollege T., “muss unbedingt ins Blog.”

“Neee, kann ich nich machen, dann muss ich dem Owner wieder Rede und Antwort stehen, das wird viel zu kompliziert.”

Tackernd schweigen wir eine Weile, dann grinse ich und falle in nicht mehr zu haltendes Lachen.

“LSD im Fass! [pruuust] Ich fass es nicht!” Die Kollegen T. und Sch. stimmen ein ins Lachkonzert.

Dienstags nach Ostern – es kommt mir vor wie eine Ewigkeit – dämmert mir, dass etwas nicht stimmt. Dass es nicht gut war, an Ostern nicht zu arbeiten. Nun schufteten wir wie verrückt in der Tackerwerkstatt und stündlich kommen neue Meldungen vom Owner, die die Anzahl der in dieser Woche zu bauenden Möbel in empfindliche Höhen treibt.

Dienstagsabendes notierte ich mir sämtliche Werte, sage “Adieu Wochenende” und multipliziere die Anzahl der Möbel mit einem entsprechenden Stundenfaktor: “75 Arbeitsstunden allein bis Donnerstag”, konstatiere ich. Kollege T. staunt, kratzt sich am Kopf: “Ist zu schaffen; Mitarbeiterpotenzierung und Zeitextrahierung”, murmelt er, tacktack, tacktack, tackitacktacktack.

Wie auch immer. Die Woche der Arbeit rollt über uns wie ein Tsunami. Heute Donnerstag, haben wir zu dreieinhalb die 75 Stundenmarke geknackt. Ich bin erst gegen 20 Uhr zu hause eingetrudelt und eigentlich hocke ich nur noch hier am PC, weil mir die Sache mit dem Fass voll LSD so gut gefällt.

Liebenswerter Owner – auf geradezu masochistische Weise finde ich es spannend, wenn er die neuen Zahlen gewünschter und tunlichst neu zu bauender Möbel übermittelt; eine Eventagentin im Süden der Republik macht ihm die Hölle heiß und ruft ihn dauernd an, den großen

Auftrag mit dem 40-Tonner voller Möbel so und so nach ihren Wünschen zu ändern.

Wir Tacker sind nur Bauern im großen Loungemöbelschach. Deshalb dürfen wir Witze machen über alles und jeden, auch über den Owner. Einer unserer Lieblingswitze ist, dass der Owner glaubt, man könne Gedanken lesen. "So steht es in unserem Arbeitsvertrag, man muss Gedanken lesen können, wenn man hier arbeitet", sag ich. "Ich habe gar keinen Arbeitsvertrag," antwortet Kollege Sch. "Wir auch nicht", sagt Kollege T. "Brauchen wir ja auch nicht", füge ich hinzu, "unsere Verträge sind doch im Kopf vom Owner, jederzeit lesbar."

Lachen, schallend. Es geht gegen 18 Uhr. Kollege T. jammert, dass es heute schlecht läuft, wir mit dem Möbelbauen nicht voran kommen.

"Wieso? Der Tag hat doch gerade erst angefangen." sag ich.

Lachen schallend. Dafür, dass wir schon bald 10 Stunden hier sind, sind wir ganz schön fröhlich. Kollege T. rechnet vor: "Der Tag hat 36 Stunden und ein Arbeitstag hat 48 Stunden, wir haben Zeit ohne Ende."

Lachen, schallend.

Aber die Krönung ist sicher T.s Feststellung, der Owner ist als Kind in ein Fass LSD gefallen, weil er glaubt, wir könnten Gedanken lesen und wir hätten Superkräfte.

So ähnlich.

Die Geschichte, Ihr Lieben, hab ich mir jetzt aber wirklich ausem Leib gerissen. Das mit den vielen Stunden ist nämlich gar nicht mal so unwahr.

Pilger der Herzen

Ich sollte vorweg nehmen, dass, wenn ich dieser Tage einen Feierabend hätte, ich geschäftig mein Fahrrad packen würde, Karten wälzen und mich auf eine fünfwöchige Fahrradtour nach Süden, vielleicht nach Santiago de Compostella einstimmen würde. In der Tat zwitschern draußen die Vögel, dass es nur so eine Lust ist und der Frühling frohlockt mit oppulenten Düften, mit milden Lüften. Reines Entzücken zu beobachten, wie die Fossitien blühen, zunächst auf der Südseite des einsamen Gehöfts, nun auch auf der kühlen Nordseite.

“Das Pilgern, mein Lieber”, höhnte Kollege T., letzte Woche, “kannste erstmal vergessen.” Um unser aller Hintern zu retten (denn irgendwie hängen wir doch, T. hin, Kollege Sch. her und Owner uns ich und noch einige Leute in der Tackerwerkstatt am selben Seil), um also die Firma voran zu bringen und in eine höhere Liga aufzusteigen, schufteten alle wie bekloppt. Erstaunlicher Weise ist die Laune extrem gut (wenn im Amt ohne Wiederkehr ein solcher Ausnahmezustand eingetreten wäre, hätten sich binnen eines Tages fast alle Mitarbeiter krank gemeldet).

Wie auch immer. Freitags steige ich hinab in die dunkle, kühle Werkstatt und was seh ich schon am Eingang: ein

Pappschild, auf das jemand einen gelben Pfeil gemalt hat. Genau wie auf dem Camino. Der gelbe Pfeil, weiß man in Nordspanien, weist dem bußfertigen Mann (und natürlich auch der Frau) den steinigen Weg nach Santiago. Ich folge also dem Pfeil in der Werkstatt vorbei am Palettenstapel, der Loungemöbelrekonstruktionsabteilung; sogar unter dem Hochregal hindurch weißt ein Pappschild im Zick-Zack-Kurs durch das Möbellager, so dass ich ganz kribbelig werde – so muss sich ein Pilger fühlen, der 700 km von den Pyrenäen bis nach Compostella gewandert ist. Irgendwann treffe ich an meinem Arbeitsplatz ein, daneben die hart schuftenden Kollegen, breit grinsend: “Willkommen, Pilger der Herzen”, rufen sie im Chor. Auf dem Tisch unter dem Tacker das finale Pappschild, auf dem unverkennbar in Kollege T.s Handschrift gekritzelt steht “Santiago (und ein Herzchen).”

Ich hoffe, man erteilt mir Absolution – Verzeihung
Tacksolution.

Vom Tackerhof ins Djungelcamp

Mein Vorschlag, einen Barbier in die Werkstatt zu bestellen, der uns alle rasiert und die Haare schneidet, wurde aus Zeitnot leider abgelehnt.

Wie ich mich also aus den Federn quäle, gestern extrafrüh und in den Rasierspiegel starre, schabschab, kratzkratz, das ewige Auf und Ab der Rasierklinge, das ewige Rein und Raus der Zahnbürste und das Hin und Her von wasweißdennich – seit Ostern bin ich um Jahre gealtert.

Ins Djungelcamp müsste man mich mal einladen, phantasie ich vor dem Spiegel. Warum immer nur diese B-Promis, die abgehalfterten Filmdiven, die heruntergekommenen Schlagersänger. Als Blogger ist man doch auch irgendwie prominent und abgehalftert. Den Machern des Djungelcamps würde sich sogar eine ganz neue Zielgruppe erschließen (IQ 140+). Oke, hier gibts eigentlich nur 20 Leserinnen und Leser, aber vielleicht mit ein bisschen viraldingsda und hin und her und weitersagen? Im Djungelcamp hätte ich es besser, als in der Tackerwerkstatt. So träume ich vor dem Spiegel, während ich den Viertagebart abschneide. Sehe mich schon als hysterischen kleinen Kübelbock, wie er unter dem Kakerlaken – Verzeihung Tackerlaken Fass liegt, gruselig schön. Liebend gerne würde ich lebende Schlangen essen, mit haarigen Spinnen ins Bett gehen, Smalltalk mit den B-Leuten.

Den Kollegen T., Sch. und dem Owner hab ich noch gar nicht erzählt, dass wir demnächst in Australien sind ...

Traum und Wirklichkeit sind leider divergent. Ich glaube, der Owner plant einen Roadtrain zu kaufen, diese 120-Tonnen LKWs, die es normalerweise nur in Australien gibt mit zwei, drei oder vier Anhängern; im ersten Anhänger das Mini-Atomkraftwerk, das die nötige Energie für die Tackerwerkstatt im zweiten Anhänger liefert, im dritten Anhänger das Lager und im vierten und größten und Kristallglasvertäfelten Anhänger das Büro ... doch zurück in die Wirklichkeit: Kollege T. erwähnte gestern gegen 19 Uhr erstmals, dass er dieses Tackergeräusch nicht mehr hören könne, geradezu allergisch darauf reagiere. Er schob mir einen Zettel über die Werkbank, auf der er seine Hochrechnung bis zum Ende des Auftrags notiert hatte: 24

Stunden standen unter dem Strich, also nur 12 pro Nase.
Sonntage haben glaub ich nur zwölf Arbeitsstunden, oder?

PS: als Comfort-Gegenstand nehme ich ein schneeweißes
Loungemöbel mit in den Dschungel.

((Fortsetzung folgt))